Friedrich Ludwig Jahn.

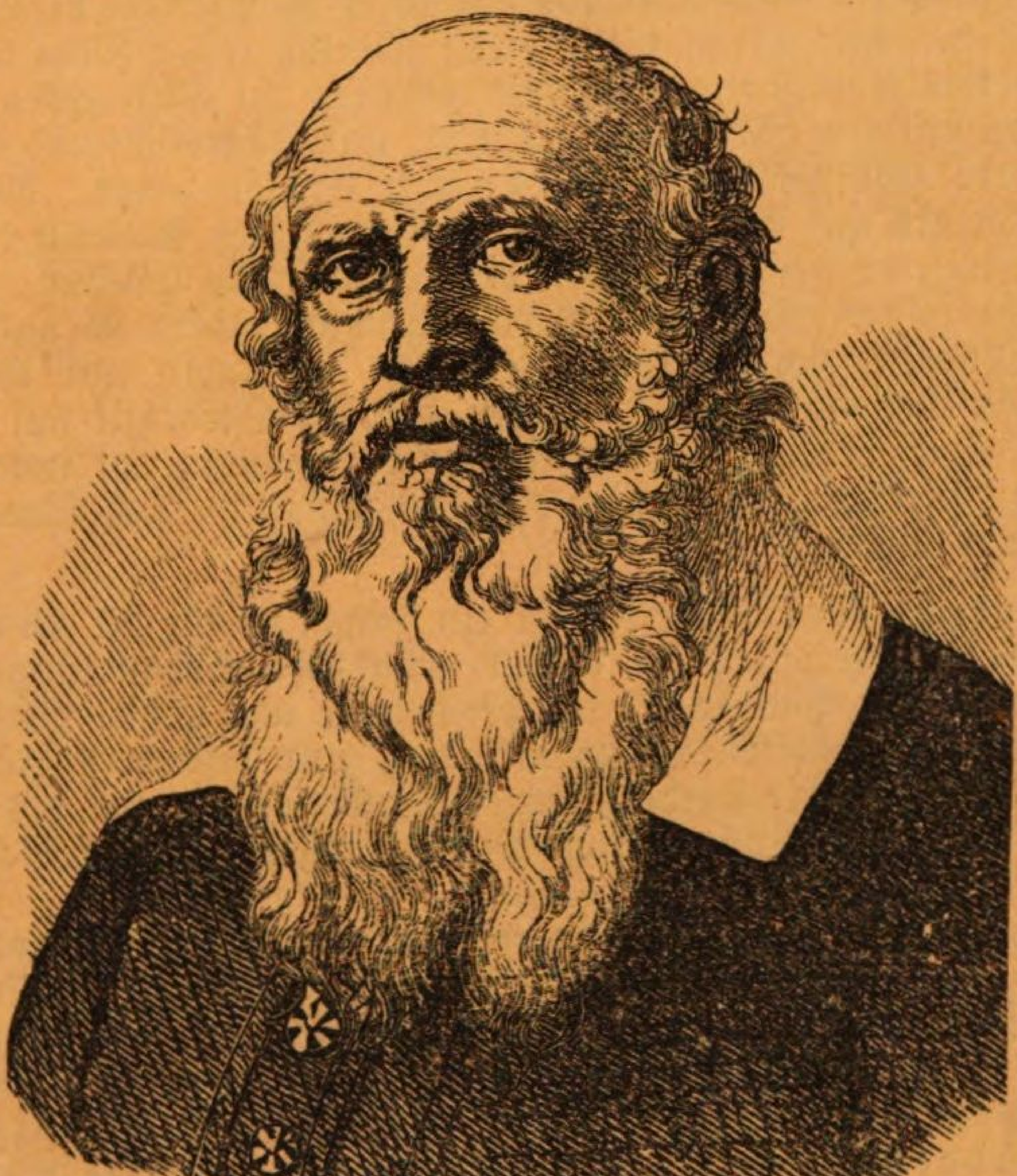
Sein Leben und ein Auszug aus seinen Schriften

mit besonderem Hinweise

auf die Neugestaltung Deutschlands und die Volkserziehung.

Von

R. Rothenburg.



„Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, das Morgenroth meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft, und ist jetzt der Abendstern, der zur ewigen Ruhe winkt."

Jahn, „Schwanenrede."

Minden 1871.

Verlag von Aug. Volkening.

Preis 9 Sgr.

Friedrich Ludwig Jahn.

Sein Leben und ein Auszug aus seinen Schriften

mit besonderem Hinweise

auf die

Neugestaltung Deutschlands und die Volkserziehung.

Von

R. Rothenburg.

„Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, das Morgenroth meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft, und ist jetzt der Abendstern, der zur ewigen Ruhe winkt."

Jahn, „Schwanenrede."

Minden 1871.
Verlag von Aug. Volkening.

„Die Nachwelt setzt Jeden in sein Ehrenrecht.“

Jahn.

Als Vorrede.

Weshalb diese Blätter geschrieben worden?

Wir haben nun ein einheitliches, mächtiges deutsches Reich; aber es fehlt noch manches der festen Bänder, die Alles und Jedes von der Memel Strande bis zu Straßburg, von dem deutschen Meere bis zum Bodensee fest und innig verknüpfen.

Das wichtigste und edelste Band ist wohl die eine große National-Erziehung. Diese fehlt uns noch. Und so lange sie nicht da ist, fehlt die sicherste Grundlage, auf welcher das neue deutsche Reich lebenskräftig aufblühen kann.

Wohl ist jedem Ländchen anheimgestellt, sein Erziehungswesen zu ordnen, aber was dabei herauskommt, sehen wir an Preußen. So darf es nicht mehr bleiben, es kann jedem Regierenden nicht gestattet sein, die Erziehung für besondere kirchliche oder staatliche Zwecke gebrauchen zu wollen. Daß es jetzt beim Wiedererstehen des deutschen Reiches anders werden muß, liegt offen zu Tage. Die Erziehung unserer Jugend ist nun eine deutsche Sache.

Die Frage der National-Erziehung darf nicht nur Sache der Lehrer sein, allen Deutschen muß sie ans Herz gelegt werden. Und da ist es wohl gut, wenn wir Männer zu uns reden lassen, die in jenen Tagen der Erhebung Deutschlands Wohl durch Veredlung aller Volkskräfte erstrebten. Sie sind längst heim gegangen, aber ihre Worte müssen uns um so heiliger sein.

Solcher Männer einer ist auch Jahn. Sollten seine Worte es heute nicht mehr vermögen, uns für Volkserziehung zu erwärmen? Sie enthalten fast alle viele pädagogische Beobachtungen und Betrachtungen, von denen viele noch heute nur zu sehr der Beachtung werth sind. Sodann ist es aber auch Pflicht der Deutschen, des Mannes zu gedenken, der die Lehre von Deutschlands

1*

Einheit aufgebracht und sie auch so wuchtig in die Herzen reden konnte. Bewahren wir nur unsere Einheit und pflegen deutsche Art und deutsche Sitte. Jahn war ein echt deutscher Mann in Allem, was er schrieb und sprach. Von ihm kann die Jugend lernen deutsches Wesen. Jahn war ein echter Freund und Lehrer der Jugend, er sagt ja selbst: „Als Kind habe ich mich zu den Alten gehalten, als Greis zu der Jugend.“ Ja, früher, wo der Gedanke der deutschen Einheit ein Verbrechen war, da konnte man wohl bestrebt sein, Jahn vergessen zu machen; aber heute wäre es schnöder Undank, wollten wir nicht dessen gedenken, der öffentlich beschuldigt worden ist, die gefährliche Lehre von Deutschlands Einheit verkündet zu haben.

In diesem Bewußtsein habe ich dieses Buch verfaßt. Denn ich meine, es ist nun die Zeit gekommen, von der Jahn spricht, wenn er sagt: „Wenn die Stürme der Leidenschaft ausgetobt, die kleinlichen Verhältnisse, die jetzt noch so vieler Blick umnebeln, vergessen und eine schönere Zeit aus dem Bunterlei des jetzigen Treibens, ein neues kräftiges Leben in dem ganzen deutschen Vaterlande erwacht sein wird, dann ist die Stunde gekommen, wo man ein strenges Gericht halten wird über die, die in dem großen Kampfe um Selbständigkeit und freiere Entwickelung des Volkslebens in Kirche und Staat sich niederträchtig und feig, oder schwankend und unsicher gezeigt haben und die, welche aufrichtig der Sache des Vaterlandes zugethan den großen Kampf mit erkämpfen halfen.“

Jahn's Leben zeigt uns ein gutes Stück deutsches Volksthum, und von selbst ergeben sich daraus gute Lehren für Volk, Regierung und besonders für Literatur. Dem Schriftsteller mahnt Jahn's Leben: „Was nützt all Dein Schreiben, wenn Du nicht Licht und Wärme ausströmst, Deine in Atome zerfallenden Brüder einigst und zusammenrafffst, nicht die Brust der Jugend hebst, den Muth des Kriegers und die Hoffnungen der Patrioten belebst, wenn Du nicht hilfst an einem deutschen Volksthum bauen, welches sich dem Manne, als er sein deutsches Volksthum schrieb, erst in der Verzerrung darstellte, dann aber kräftig empor wuchs und so Gott will, noch Jahrtausende lang fröhlich grünen wird.“ Was sagt es aber den Behörden? Pröhle sagt: „Das Gemeine fern zu halten und reinen Erhebungen der Geister zu

vertrauen.“ Und nun dem Volk? Ich kann es nicht besser als mit Jahn's eignen Worten sagen: „Meinen wir es gut mit uns, erfüllt uns eine edle Heimlust, so sollten wir nun um so sorgfältiger unser Eigenthümliches, das, was uns darstellt als freies, selbständiges, unzertrennbares Volk, der Vergessenheit und der Macht des Vorurtheils entreißen; sollten um so entschlossener den Trägen und Verwöhnten zur Beschämung, zum Ergreifen vorhalten, je gewisser wir dadurch unsern wieder errungenen heiligen Verein sichern werden.“

Wie könnten wir aber besser unser Eigenthümliches, das, was uns als freies Volk darstellt, das Wesen unsers Deutschseins und Deutschthums bewahren, als durch eine deutsche und volksthümliche Erziehung? So weist uns Jahn wieder auf die Nationalerziehung zurück. Wollen wir indeß auf ihn hören, so müssen wir auch noch einen Schritt weiter gehen.

Wie schon gesagt, die Erziehung muß eine allgemein deutsche Sache werden. Für vieles haben wir Vereine, aber für deutsche Nationalerziehung besteht noch kein Verein. Zur Gründung eines solchen Vereins im Volke anzuregen, diesen Zweck habe ich noch besonders bei der Herausgabe dieser Blätter im Auge.

Davon sind wir ja überzeugt, daß, wenn das deutsche Nationalbewußtsein sicher und bleibend aufgebaut werden soll, durch die Erziehung der erste Grund dazu zu legen ist; aber eben so richtig ist es auch, daß zu diesem Zwecke, die Wichtigkeit der Nationalerziehung, ihr Wesen und die Mittel zu ihrer Erreichung darzustellen, sowie die einzelnen im Volke für ihre Ueberzeugungen zu gewinnen sind. Diese Aufgabe soll sich der „Verein für deutsche Nationalerziehung“ stellen.

Durch die Gründung eines solchen Vereins, würden wir zeigen, daß wir unsere Zeit verstehen, und die Nachkommen würden dafür dankbar sein, daß das, was in diesen blutigen Tagen erwacht, wir auf einzig richtigem Wege ihnen für alle Zeiten erhalten haben. Da liegt es Jedem nahe, hierfür thätig zu sein. Nicht Lehrer und Gelehrter, nein Alle, die den Geist haben, die Idee der deutschen Erziehung zu verstehen, Alle, die sich Deutsche nennen, sollen Hand anlegen und in ihrem besonderen Bildungskreise einen Theil jener großen Aufgabe erfüllen. Daß die deutsche

Nationalpädagogik überall im deutschen Lande zur Geltung komme, dazu muß sich das Volk einheitlich verbinden.

Käme ein solcher Verein zu Stande, wir würden nur ein Vermächtniß erfüllen jener Männer, die einst und in diesen Tagen ihr heißes Herzblut, die schöne Kraft der Jugend und des thätigen Mannesalters für ihre goldne Hoffnung hingegeben haben.

Jahn hat uns die Lehre vom deutschen Volksthum und von der deutschen Einheit hinterlassen, an uns ist es, heut, wo die Entwickelung Deutschlands in neue Bahnen lenkt, den sichersten und festesten Grundbau zu vollenden, auf welchem das deutsche Volk und deutsche Reich zum Segen aller Völker für Jahrtausend und aber Jahrtausend sich gründen.

Hamburg.

R. Rothenburg.

Von 1778 bis 1806.

„Erköre mir kein ander Land
Zum Vaterland,
Stand mir auch frei die große Wahl.“
Klopstock.

Es ist zu bedauern, daß aus Jahn's Jugendjahren nur wenig bekannt ist; und gerade bei einem Charakter, wie Jahn es war, ist es doppelt schade, da gewiß viele Eigenthümlichkeiten seines äußeren und inneren Lebens in der Gestaltung seiner Jugendzeit ihre Erklärung finden dürften. Jahn selbst war über diese Zeit wenig mittheilsam, und da er auch keine eigne Lebensgeschichte verfaßt, so müssen wir mit dem Wenigen, was Andere erzählen, fürlieb nehmen. Das Wenige, was Jahn über seine Kindheit mittheilt, läßt erkennen, daß unbedingt sein ganzes späteres Leben und Wesen in der ersten Erziehung begründet worden ist. Sagt er doch selbst, als er sein „Volksthum“ veröffentlichte: „Mein Beruf zu diesem Unternehmen liegt in meiner Erziehung und in meinen Erlebnissen.“

Friedrich Ludwig Jahn wurde am 11. August 1778 in dem Dorfe Lanz bei Lenzen in der Priegnitz geboren. Hier in diesem Theile der Mark Brandenburg hatten schon vor dem 30jährigen Kriege seine Väter ein zweites Vaterland gefunden, als sie ihres Glaubens wegen aus Böhmen geflüchtet waren. Sein Vater, der Prediger des Dorfes, war ein streng rechtlicher Mann, gewissenhaft und freimüthig und in der ganzen Gemeinde allgemein beliebt.

Schon frühe begann die Erziehung des Kleinen. Gewöhnlich war es in den Abendstunden, wo der Vater seinem Söhnchen auf dem Schoße aus der Geschichte oder Naturkunde erzählte. Vor allem verstand es der Vater, schon in früher Jugend dem Sohne ein unvertilgbares Gefühl von Recht und Unrecht einzuimpfen. Dieses Gefühl bricht überall hervor. Schon in seinen Knabenspielen schlug er sich immer zur unterdrückten Partei; als Jüngling verfocht er jede Sache, so ihm die rechte schien, und die staatsgesetzliche Freiheit und Selbständigkeit der akademischen Bürger, und als Mann

hat er ohne Zagen die heiligen Offenbarungen der Menschheit, Natur, Vernunft und Geschichte frei und unentstellt und ohne Hehl verkündet. Noch in seinen späteren Jahren dankt dies Jahn seinem Vater; denn er meint, jenes Gefühl sei die Quelle seines nachherigen innern Wohls und äußern Wehs.

Bei aller Sorgfalt, die der Vater auf die Ausbildung seines Sohnes, von dem er etwas Großes und Außerordentliches erwartete, verwandte, fehlte noch etwas, es fehlte dem jungen Ludwig die rechte Kindlichkeit, die nur in dem Umgange mit Kindern gefunden werden kann. Aber wo sollte auch Jahn in seinem Dorfe Jugendgespielen finden? Die wenigen Dorfkinder konnten es für ihn nicht sein, sie waren nur „Rangen“ und „Bengel“, mit denen er heimlich — sein Vater ließ ihn mit Knaben nicht verkehren — seine winterlichen Kriegszüge gegen die Schnakenburger Schuljugend ausführen konnte. Er wäre auf sich allein angewiesen gewesen, hätte er sich nicht älteren Leuten anschließen können. Die Bevölkerung des Dorfes bestand aus Hopfenbauern, Tagelöhnern und etlichen alten Soldaten aus dem siebenjährigen Kriege. Mit diesen Leuten verlebte vorzugsweise Jahn seine Jugendzeit, sie waren seine eigentlichen Gefährten und Gespielen. Von den Kriegern des alten Fritz lernte er reiten, von den Schiffsknechten, die als Tagelöhner im Dorfe lebten, das Schwimmen. Auf den Streifereien, die er mit den Wildschützen machte, lernte er das Schießen. Ebenso waren auch die Reisen mit den Hopfenbauern nach Lübeck, Rostock und Wismar für ihn wichtig. Im letzteren Orte sah er zuerst die See. Seine Sinne wurden geschärft, er lernte Land und Leute kennen und bald übertraf er seine Lehrer in Kenntniß der Wege und Stege. Jahn ward ein starker, rüstiger, leiblich und geistig lebendiger Knabe, von unermüdlicher Ausdauer, Körperkraft und Schlauheit.

So durchlebte Jahn eine merkwürdige Jugend. Wohl war sie ein freies Jugendleben, aber vieles gebrach ihm. Was rechte Kindlichkeit ist, hat er selbst nicht erfahren können, wie aus vielen späteren Aeußerungen von ihm hervorgeht. Märchen waren ihm in der Jugend fremd, erst in der Erwachsenheit hörte er von ihnen. Die Geschichte war seine älteste Jugendgespielin. In Luthers Bibel lernte er lesen. Als ihn sein Vater auf den Knieen schaukelte, wußte er nur von den Großen des Alterthums und von den Biedermännern unseres Volkes. Im neunten Jahre war er ein eifriger Zeitungsleser, und als er an den Blattern krank lag, las ihm sein Vater aus Blättern, die ein Kandidat fast eine Meile weit über Feld herbrachte, die Berichte über fremde Länder, wo „fern in der Türkei die Völker auf einander schlagen“, vor. Jugenderzählungen aber kannte er nicht.

Am 8. Oktober 1791 kam Jahn auf das Gymnasium zu Salzwedel. Hier finden wir schon seinen Charakter, wie er sich später zeigte, in seinen Grundzügen ausgeprägt. Er war nicht wie andere

Schüler. Schon seine außergewöhnliche Körperkraft unterschied ihn von diesen, mit denen er manche Fehde und manchen Faustkampf zu bestehen hatte. Noch im späteren Leben, als er Salzwedel 1844 wieder besuchte, gedenkt er dieser Zeiten. Seinen Lehrern schien er hier wenig Freude und Hoffnung zu machen, was aus den Worten seines Direktors Woltersdorf zu entnehmen ist: „Er hat mir viel Noth gemacht."

Nachdem er fast drei Jahre in Salzwedel verlebt, kam er auf das graue Kloster zu Berlin. Wie er schon seinen früheren Lehrern durch sein ganzes Wesen lästig und unbequem war, so auch hier. Die Lehrer verstanden ihn nicht, sie begriffen ihn nicht, der seine geistigen Funken in so sehr von der gewöhnlichen abweichenden Form hervorsprühen ließ. Es ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben, ob es in Berlin oder schon auf der Schule zu Salzwedel war, wo einst als Aufsatzthema den Schülern die Wahl einer geschichtlichen Person aufgegeben wurde, „die sie gewesen sein möchten", und die Motivirung der Wahl. Natürlich sind, so erzählt Jahn, Sokrates, Friedrich d. Gr. u. s. w. vorgekommen. Er aber habe statt dessen ausgeführt, wie er eine solche Wahl weder treffen könne noch wolle, weil darin ein moralischer Selbstmord liegen würde; denn der Mensch müsse nur sein eigenes Ich sein und dürfe nicht wünschen, ein Anderer zu sein oder gewesen zu sein. Der Lehrer ganz verwundert, habe „gar nicht begreifen können, was Jahn eigentlich wolle."

Nur ein halbes Jahr blieb Jahn in Berlin. Am 17. April 1795 verließ er heimlich die Schule, nachdem er vorher die schimpflichste Zensur bekommen hatte. Da man seine Kleider am Schafgraben vor dem Kottbuser Thore fand, glaubte man, er sei beim Bade verunglückt. Jedoch Jahn war in die weite Welt gegangen, um sich zu überzeugen, wie Deutschland aussähe. —

Ein Jahr später finden wir unsern Jahn auf der Universität zu Halle. Er studirte nach des Vaters Willen Theologie; da er sich aber zu dieser nicht hingezogen fühlte — nach seiner Neigung hätte er die Rechtswissenschaft gewählt — ließ er die Theologie bald bei Seite und trieb fast ausschließlich Geschichts- und Sprachstudien.

Vier Jahre blieb er hier, in welcher Zeit er zugleich als Lehrer am Halle'schen Waisenhause thätig war. Ein Theologe wurde er nicht, sein ganz Wesen neigte einer anderen Richtung zu. Gewiß ist diese Universitätszeit die wichtigste seiner Jugendzeit. Sein ganzes Wesen, so eigenthümlich angelegt, gestaltete sich hier in seinen festen Zügen, die später in seinem Sein und Wirken so entschieden und merkwürdig hervortreten. Das Studentenleben, wie es bisher gang und gebe war, sagte ihm nicht zu. Er erkannte, daß das für das Volksleben so wichtige Studentenwesen nur noch ein Sauf- und Raufleben sei, und daß in den Kränzchen, Korps und Landsmannschaften der ganze Sumpfquell aller deutschen Zerrissenheit zu

suchen sei. Er wollte hier bessern, sein unwiderstehlicher Einheitstrieb drängte ihn dazu. Am 6. März 1798 sagte er sich von allen Kränzchen los. Natürlich hatte er jetzt einen unausgesetzten Kampf zu bestehen, selbst Faustkämpfe, wo ihm seine große Gestalt, Furchtlosigkeit und große Körperkraft sehr zu Statten kamen.

In solcher unangenehmen Stellung fand es Jahn im letzten halben Jahre für rathsam, eine Höhle an der Saale unterhalb des Gibichensteins zu beziehen. Nach seinen späteren Aeußerungen hat er hier seine stillsten Studien gemacht. Er sann hier ungestört über das Eine nach, was Deutschland noth that. Seine Gedanken, die ihn in seinem späteren Handeln leiteten, sind in dieser Einsiedelung entstanden, so wie auch die ersten Entwürfe seines „Deutschen Volksthums."

Nach Ablauf der vier Jahre ging Jahn nach Greifswald, um E. M. Arndt zu hören, mußte jedoch bald verschiedener Händel wegen dasselbe per consilium abeundi verlassen.

Mit diesem Abgange tritt Jahn in eine neue Lebenszeit. Seine kampfbewegte Jugendzeit, welche ihn für die folgende öffentliche Thätigkeit vorbereitete, schließt jetzt ab. —

Die erste Frucht seines jugendlichen Strebens und Ringens war die Schrift „Ueber die Beförderung des Patriotismus." Merkwürdig ist, daß er seine Autorschaft dieser Schrift an O. Höpffner für 10 Thlr. verkauft hatte. Er trat mithin unter einer Maske auf, um sich selbst noch eine Zeit lang in den Sorgen, dem Ringen und Irren einer deutschen Jugend zu vergraben.

Die zweite Arbeit, mit seinem Namen herausgegeben, ist die „Bereicherung des Hochdeutschen Sptachschatzes." 1805 hatte er diese Schrift, die er schon 1803 und 1804 als Hauslehrer in Neubrandenburg und auf der Torgelauer Hütte begonnen, vollendet. Der ihn leitende Gedanke bei der Herausgabe dieser seiner Arbeit war die Absicht einer Reinigung der Deutschen Sprache von allen fremden, undeutschen Ausdrücken.

Von 1806 bis 1819.

(Deutschlands Sturm- und Drangzeit.)

„Nun wir wandeln künftig einen bessern Pfad,
Helfen unserm Vaterland mit Rath und That,
Und wenn's Jeder wünscht so ernst wie wir allein,
Wird es bald von Schand' und Schmach erlöset sein."

Das Jahr 1806 war angebrochen. Jahn lebte in Göttingen, wo er sich als Dozent an der dortigen Hochschule niederlassen wollte. Hier lebte er seinen stillen Studien und der Zukunft seines Vaterlandes, dieses war der Mittelpunkt seines ganzen Denkens. Ihm konnte die Gefährlichkeit der Tagesereignisse bei der immer weiter greifenden Verweichlichung und Versumpfung der Deutschen nicht entgehen.

In der Beklemmung, welche wohl manches treue deutsche Gemüth, aber besonders ihn ergriffen hatte, vernahm er, daß der Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Napoleon bald zu erwarten sei. Da war seines Bleibens nicht mehr in Göttingen, die alte Wanderlust trieb ihn fort. Er wollte in der Nähe des Heeres sein, das in Thüringen sich zusammenziehen sollte, — bei Prinz Louis Ferdinand, der frei von Ahnenstolz war und Verdienst schätzte, wo er es fand. Eine französische Grammatik und ein Halstuch mußten das Reisegeld bezahlen. Als „privatisirender Gelehrter aus Göttingen auf einer literarischen Rundreise durch Sachsen begriffen," in Wahrheit aber als ein rechter Sturmvogel der von Grund aus aufgewühlten Zeit, trat er seine Wanderschaft an. In Jena hoffte er das Hauptquartier zu treffen und kam dort gerade am Schlachttage an. Er sah die letzten Kämpfe, die gänzliche Niederlage. Von Jena nahm er den geradesten Weg nach Magdeburg über Artern. Hier kam er mit Flüchtigen von mehr denn zwanzig Regimentern zusammen. Versuche, sie zu sammeln, mißlangen, an Ordnung und Zusammenhalten war nicht mehr zu denken. In einem elenden Wirthshause fand Jahn für die Nacht ein Unterkommen und mußte hier sehen, wie die Kriegskasse auf der Flucht vorüber fuhr, wie Offiziere, die ihre Regimenter verlassen, ohne alle Besinnung nur zu entkommen suchten. Diese Stunden in Artern waren schwer für Jahn; sie müssen die furchtbarsten seines Lebens gewesen sein, da vor Sorge und Schmerz um sein Vaterland in den wenigen Nachtstunden sein Haar erbleicht war. Ueber Sangerhausen ging er nach Mansfeld und von dort am 16. Oktober nach Halle. Dort

traf er ein, als die Franzosen 40,000 Mann unter Bernadotte heranrückten. Die Gegenwehr, bei welcher Jahn mitten im Kugelregen gestanden, war umsonst, und so flüchtete er denn weiter und war am 20. in Magdeburg. Seine weitere Reise war eine Irrfahrt. Das Kriegsunglück trieb ihn mit bis nach den Grenzen von Preußen. Er kam nach Usedom, Anklam, Lübeck und ging von hier nach dem Dänischen. —

Deutschland war schmählich zu Boden geworfen. Eine ziemliche Anzahl geistreicher Männer waren in den Zauberkreis des Eroberers gebannt, Jahn steht durch sein Verhalten in jenen Tagen und durch seine Treue am Vaterlande groß da. Als Deutschland in Ketten geschmiedet lag, führte Jahn ein Stillleben. Er arbeitete im elterlichen Hause ruhig an den Hoffnungen und Gedanken für die Zukunft. War er niedergedrückt, so hatte er doch nicht den Muth verloren. Im Jahre 1808 schrieb er am Jahrestage der Jenaer Schlacht sein Vorwort zum „deutschen Volksthum“:

„Meine Hoffnung für Deutschland und Deutschheit lebt, mein Glaube an die Menschheit wankt nicht, denn unverrückt sehe ich die ewige Ordnung der Dinge walten.“

So lebte Jahn in dieser Zeit in seiner Heimath wie ein Prophet in der Wüste, der jeden Augenblick bereit ist, als Seher hervorzutreten. Seinen Umgang hatte er mit nur wenigen Patrioten, deren Unterstützung ihm es gewiß möglich machte, so ohne Amt ganz seinem Vaterlande zu leben. 1809 wanderte er mit dem Manuskript seines deutschen Volksthums nach Berlin und blieb daselbst.

Die Unglückszeit vor und nach dem Tilsiter Frieden schnitt tief in sein deutsches Herz, aber dennoch konnte sie ihn nicht zurückhalten, einer der ersten zu sein, die sich auflehnten gegen den großen und furchtbaren Versuch, eine so völlig abstrakte Idee unbekümmert um Nationalität und Geschichte in die Wirklichkeit einzuführen. Ein europäisches Weltreich wollte Napoleon gründen. Gern hätte er als der Völker=Beglücker scheinen mögen, aber er trat die Völker mit Füßen und stieß sie nur tiefer in die unwürdigste und entsittlichendste Knechtschaft. Es ist bekannt, daß in der Zeit vom Tilsiter Frieden bis zum Untergange der französischen Armee in Rußland sich viele Deutsche mit den verschiedensten Entwürfen beschäftigten, durch welche das Vaterland könnte gerettet werden. Es war natürlich, daß man in diesem Suchen bald erkannte, daß nur in einer volksthümlichen Jugenderziehung die Rettung ist, daß dem aufwachsenden Geschlechte der Geist einzuimpfen sei, der das Volk zu einer Erhebung frei und thatkräftig machen soll. In Preußen wurden die Pestalozzi’schen Ideen verwirklicht. Man errichtete neue Erziehungsanstalten, Gelehrtenschulen, in Berlin wurde die Hohe Schule gegründet. Bald fanden sich auch Erzieher, die mit beitragen wollten zur Hebung der Volks=

sittlichkeit und Volkskraft. Sie verbanden mit der Erziehung die Politik und lehrten vaterländische Geschichte, vaterländisches Wesen und vaterländischen Geist. Harnisch, Friesen, Zeune, Lange waren solche politisirende Pädagogen, und ganz besonders Jahn. Sein ganzes Denken bezog sich auf die Verjüngung und Hebung seines Volkes.

Es war im Jahre 1810, als Jahn, nachdem er eine Zeit Lehrer an der Plamann'schen Anstalt gewesen, eine Lehrerstelle am „grauen Kloster“ erhielt. Hier fand er Gelegenheit, als volksthümlicher Erzieher in voller Kraft thätig zu sein. Und er wirkte nicht nur durch Wort, sondern auch durch That dadurch, daß er die Leibesübungen, oder wie er es selbst nannte, die Turnkunst einführte.

In den schönen Frühlingstagen des Jahres 1810 ging Jahn Mittwochs und Sonnabends Nachmittag mit etlichen Schülern in die freie Natur, in Feld und Wald. Da war Volksthum statt Philosophie, Bewegung statt Ruhe und Purzelbäume statt Stillsitzen. Im folgenden Jahre konnte der erste Turnplatz eröffnet werden; die Sache machte Aufsehen, selbst die französischen Blätter besprachen sie. Die Uebungen waren zuerst sehr einfach und bestanden in Klettern, Laufen, Springen, Ringen und in kriegerischen Anwendungsspielen; alles aber war darauf berechnet, den Körper kräftig und gewandt zu machen. Die Disziplin auf dem Turnplatze war in Wahrheit eine musterhafte. Und mit welcher Umsicht leitete Jahn die um ihn versammelte Jugend; er hatte dazu eine wunderbare Gabe. Namentlich zog er die reifere Jugend zu seinen Vertrauten heran. Sie mußten erkennen, daß sie alle eigentlich im Dienste des Vaterlandes stehen. Er führte ihnen das Bild des deutschen Elends vor, er erweckte in ihnen den Wunsch, selbst zu helfen an der Herbeiführung besserer Verhältnisse. Jedem schwebte das Ziel vor: erst selbst ein „Biedermann“ zu werden und dann das Vaterland zu befreien. Karl v. Raumer sagt: „Wer damals an den Schranken jenes ersten Turnplatzes in der Hasenhaide bei Berlin dem regen Treiben der dort vereinigten Jugend, den eifrigen Uebungen und Gesängen, dem eigenthümlichen kräftigen Walten ihres Lehrers und Meisters mitten unter ihnen zusah, mußte sich wohl gestehen, daß eine solche Erscheinung auf dem Gebiete der Pädagogik noch nicht dagewesen war.“

Ob Jahn durch das Turnen erreicht, was er wollte? Ja. Denn als sich Deutschland erhob, und König Friedrich Wilhelm III. sein Volk rief, da kamen Alle, Alle. Es war ein anderes Kommen, als damals Wallenstein Söldner sammelte; die Begeisterung rief, und daß sie so allgemein geworden, dazu hatte auch Jahn beigetragen. Er verstand durch Rede, Schrift und Nachrichten das Volk aufzurütteln und benutzte dazu jede Gelegenheit.

Obgleich er ein Feind des Geheimen war, stiftete er doch mit seinen Freunden Friesen, Zeune, Lange, Graßhof den „deutschen Bund“ gegen Napoleon. Sonst gehörte er zu keinem anderen Ver-

ein; denn er meinte, einzeln habe er immer mehr vermocht, als in Verbindung mit anderen.

Als die ersten Nachrichten von der Flucht der französischen Armee aus Rußland eintrafen, war Alles zum sofortigen Aufstande bereit. Jahn blieb noch ruhig, verbreitete aber den rechten Franzosenhaß und das Vertrauen auf deutsche Kraft. Er war derjenige, der nicht nur in Berlin, sondern auch in der Ferne, in Göttingen, Jena, Halle Verbindungen hatte, durch welche Nachrichten, die in Folge des französischen Druckes nicht gedruckt werden durften, in die Oeffentlichkeit kamen.

Sein rastloses Schaffen gegen die Franzosen blieb diesen nicht verborgen. Ueberall wurde er belauert, verschiedene Male war er sogar in Gefahr, festgenommen zu werden. Auch hatte sogar der Moniteur einen Preis auf seinen Kopf ausgeschrieben.

Und als nun selbst der Sturm losbrach, da war er der erste Freiwillige, der sich dem Könige in Breslau stellte. Er war der Schöpfer und die Seele der Lützow'schen Schaar. Unausgesetzt war er für die Bildung derselben thätig und sammelte die gebildetsten Männer und Jünglinge, die er schon Jahre lang geworben auf die Stunde, da es „mal losgehen" würde.

Wir wollen Jahn's Kriegszüge nicht weiter verfolgen; denn es hieße, eine Geschichte der Lützow'schen Schaar schreiben, wollte man Einzelheiten seines Kriegslebens erzählen. Die Lützower waren der Avantgarde des Armeekorps unter Tettenborn zugetheilt. Jahn führte das dritte Bataillon.

Man erzählt, Jahn habe der persönliche Muth gefehlt. Ob es wahr oder unwahr sei, darüber wollen wir hier nicht rechten; wollen aber auf Zeugnisse hinweisen, nach denen Jahn jederzeit sich unerschrocken und geistesgegenwärtig gezeigt hat. Der preußische General Palm sagte dem Professor Maßmann: „Sagen Sie Jedermann, Jahn habe sich alle Zeit als Ehrenmann und tapfer benommen." Ebenso schreibt der General v. Pfuel: „Ich habe den Professor Ludwig Friedrich Jahn als einen thätigen und vor dem Feinde entschlossenen Offizier kennen gelernt." Jahn erhielt bei Mölln das eiserne Kreuz; der Kaiser von Rußland verlieh ihm „wegen der im Laufe dieses Feldzuges bewiesenen Tapferkeit" den St. Wladimir-Orden.

Nach der Beendigung des Krieges hatte Jahn eine Feld- und Lagerkrankheit zu bestehen; während der Genesung von derselben schrieb er die „Runenblätter." Im Jahre 1814, nun 36 Jahre alt, finden wir ihn in Frankfurt am Main bei der General-Kommission der deutschen Bewaffnungs-Angelegenheiten und nach dem 1. August in Berlin, wo er Kochstraße Nr. 20 wohnte. Jahn hatte seinen Abschied genommen und erhielt vom Staat eine Art Ehrengehalt.

Er sah sich am Ziel seines bisherigen Strebens, das Vater-

land war frei, und alle die weiteren Wünsche schienen sich im preußischen Staate verwirklichen zu wollen. Hatte das Turnen in den Kampfesjahren ruhen müssen, so wurde es jetzt um so eifriger betrieben. Dabei schloß er sich nicht vom politischen Leben ab, ihn erfüllte jetzt ganz die Frage der staatlichen Gestaltung des wieder frei gewordenen Deutschlands. Deutschlands Einigung war das Ziel seiner Bestrebungen, dem, wenn es noch nicht erreicht werden sollte, doch später zuzustreben sei. In Berlin äußerte einst Jahn, wenn er etwas dazu thun könne und wenn es zu Stande gekommen sein werde, daß Deutschland ein Staat sei, so wolle er sich gern lebendig rädern lassen.

Nächst Deutschland hegte er auch lebhafte Wünsche für Italiens Einheit, zu deren Verwirklichung er Napoleon berufen glaubte. Er meinte: Napoleon werde noch einmal auf dem Schauplatze erscheinen, es werde noch einmal zum Kriege zwischen Preußen und Frankreich kommen; Bonaparte werde eine Rolle als Befreier Italiens spielen, er werde als Bundesgenosse Preußens gegen Frankreich auftreten, und das Ergebniß des Krieges werde sein, daß man Preußen an der Spitze des vereinigten Deutschlands und Bonaparte als König des vereinigten Italiens sähe.

An dem Feldzuge 1815 nahm Jahn nicht persönlich Theil, er blieb in Berlin, von wo er durch Hardenberg im Spätsommer als Kurier nach Paris geschickt wurde. Es läßt sich denken, daß Jahn, den der Moniteur so gefährlich hingestellt hatte, hier Aufsehen erregte. Besonders zu erwähnen ist jene eigenthümliche Rede, die er bei der Herabnahme der Sonnenrosse vom Siegesbogen sprach und mit den Worten, an die Ruhmesgöttin gerichtet, schloß: „Du hast den Mund immer sehr voll genommen, wir haben ihn dir aber in Deutschland geklopft und gestopft. Längst haben wir dich in Deutschland flügellahm geschlagen, aber du sollst auch hier die Fittige sinken lassen.“ Ende Oktober war Jahn wieder in Berlin bei seinen Turnern.

Die nun folgenden Jahre bis 1819 umfassen gewiß Jahn's glücklichste Zeit. Er war der „allverehrte Volksfreund.“ Sein Ruf zog aus allen Ecken Deutschlands Jünglinge nach dem Berliner Turnplatz. Wie Jahn damals von seinen Zeitgenossen hochgestellt wurde, zeigen die im Spätherbst 1817 ihm übersandten Doktor-Diplome der Universäten Jena und Kiel. Im Jenaer heißt es, daß er, der selbst unter den schlimmsten Verhältnissen nicht am Vaterlande verzweifelt sei, mit erstaunlichem Fleiße durch Rede, Schrift und Vorbild dahin gewirkt habe, die Geister der besten Jünglinge anzuspornen, das Vaterland zu befreien, zu rächen und mit dem alten Ruhm zu schmücken, und daß er auf jede Weise dahin gestrebt habe und noch strebe, „ut meliorem licent nobis exspectare diem.“ Im Kieler aber heißt es von ihm, daß er durch die von ihm erfundene „Ars tornaria“ die deutsche Kraft und Tapferkeit erneuert

habe, daß das gerettete Vaterland ihn mit vielen Ehren feiern solle, ihn, den die Feinde des Vaterlandes fürchten müssen, ihn, der sich um das Vaterland, das er einzig und über Alles liebe, als er es von den Furien der Fremdherrschaft geknechtet und erniedrigt gesehen, durch kluge Rede, ernstes Mahnen, tapferes Fechten verdient gemacht und ewigen Ruhm davon getragen habe; einen Mann von gesetztem Wesen, von alten ehrenfesten Sitten, an tiefer und klangvoller Beredsamkeit Niemandem mehr zu vergleichen als Luther, einen Retter der deutschen Zunge — in paucis summum et calidissimum."

So wie Jahn früher für sein Vaterland im blutigen Kampf gestanden, so trat er auch jetzt in dem Staate selbst, dem er angehörte, für dessen innere Gestaltung wie ein alter Lützower in den Kampf. Er blieb dabei mit seinen Worten nie im Hinterhalt. 1817 hielt er Vorlesungen über „deutsches Volksthum;" 21 hatte er angemeldet, man erwartete, daß er sie früher würde schließen müssen, aber er hielt sie alle uud schloß am Gründonnerstage. Er sagte, daß er als Kind für das Vaterland gebetet, als Knabe geglüht, als Jüngling mit Segnungen und Ahnungen geschwärmt habe. Er habe ein heilig Gelübde gethan, zeitlebends zu eifern für kindliche Einfalt, frommen Glauben, ehrwürdige Sitte, löblichen Brauch, anständige Tracht, heilige Muttersprache, alte deutsche Zucht, für freies Wort und Werk, öffentliches Leben, Rede und Redlichkeit, Ehrlichkeit und Wehrlichkeit, für Recht und Wahrheit, Verfassung und Reich. Dann schloß er: „Für König und Vaterland werde ich keinen Gedanken zu kühn halten, keine Vorarbeit zu weit angelegt, keine Anstrengung zu beschwerlich, keine That zu mühevoll, keine That zu gewagt und kein Opfer zu groß. Bei diesen Gesinnungen werde ich mein Leben lang verharren, und wie der Rath der Vorsehung beschlossen, ob im gewöhnlichen Ableben oder im offenen Kampfe der Landwehr, oder gar durch gewaltsamen Tod — dafür auch zu sterben wissen. Gott segne den König, erhalte Zollerns Haus, schirme das Vaterland, mehre die Deutschheit, läutere unser Volksthum von Wälschthum und Ausländerei, mache Preußen zum leuchtenden Vorbild des deutschen Bundes, binde den Bund zum neuen Reich und verleihe gnädig und bald — das Eine, was noth thut, eine weise Verfassung."

Im Jahre 1818 hielt Jahn in seiner Wohnung im Kreise Befreundeter Unterhaltungen und Vorlesungen wieder über deutsches Volksthum. Vielleicht waren ihm öffentliche Vorlesungen nicht mehr gestattet; denn schon fing man an, den deutschen Volksgeist zu verleumden und niederzuhalten. „Die Zeit vom Jahre 1806 an bis 1819 war eine bedeutsame und reiche Zeit, auch eine Zeit der Wiedergeburt des deutschen Volksthums. Es regte sich mächtig; was Deutschland werden konnte, werden wollte und, sich selbst überlassen, werden würde, das zeichnete sich in großen Umrissen auf der

großen Tafel der Weltereignisse auf. Die Sonne war im Aufgehen, ein schönes Morgenroth ging ihr voran; sie hat hinterher abermals zu frühem Tode geleuchtet." Besonders nach dem von den Burschenschaften der deutschen Hochschulen auf der Wartburg am 18. Oktober 1819 abgehaltenen Feste begannen die Verdächtigungen der Bestrebungen Jahn's. Aber es war ein vergebliches Bemühen, eine volksthümliche Bewegung niederdrücken zu wollen; wie Jahn damals zu seinen Turnern sagte: „Wenn es auch diesmal nicht gelingt, so wird es dereinst gelingen," — so hat sich's heute erfüllt; was jene Zeiten gewollt, wir haben es heute: ein Deutschland und einen Kaiser!

Von 1819 bis 1825.

„Der Jahn'sche Prozeß ist in der Art, wie er geführt wurde, eine der größten menschlichen Verirrungen."

Wie schon gesagt, gegen den Geist von 1817, wo alle Hochgefühle der Freiheitskriege mächtig auflebten, erhob sich bald eine starke Reaktion. Diese ging zum Theil vom Volke selbst aus; denn zu jener Zeit erhielt Jahn viele Briefe, die ihn als Verführer der Jugend, darstellen, ihn auffordern, selbst gegen den deutschen Rock zu Felde zu ziehen, seinen „Ziegenbart" abzuschneiden, dann ferner die Hoffnung aussprechen, ihn bald in sicherem Gewahrsam zu wissen und zum Theil ihm selbst eine wüste Jugend vorwerfen.

Da alle Männer, die man als die Urheber der damals so volksthümlichen Bewegung ansah, in den Anklagezustand versetzt wurden, ließ sich voraussehen, daß Jahn's Verhaftung nicht ausbleiben konnte, beschuldigte man ihn doch sogar, daß er die Jugend heimlich gegen Eltern, Lehrer und Vaterland aufhetze. In der Nacht vom 13. zum 14. Juli wurde Jahn verhaftet und sogleich auch nach Spandau abgeliefert. Die Anklagepunkte, die gegen ihn hervorgebracht, waren besonders: Stiftung und fortdauernde Theilnahme an einem geheimen und hochverrätherischen Bund, und Aufforderung zur Ermordung des Geheimenraths v. Kamptz. Jahn hatte schon einige Monate in Spandau und Küstrin gesessen — in Spandau sogar in Ketten — und die Ministerial-Untersuchungs-Kommission hatte durch Untersuchung seiner Papiere und angestellte Recherchen auf Feststellung des Thatbestandes nichts Gewisses über die demagogischen Umtriebe gegen Jahn aufbringen können. Anfang Oktober ward er wieder nach Berlin in die Hausvoigtei gebracht. Unterm 15. Februar 1820 reichte der Kammergerichtsrath Hofmann ein Gutachten über die Jahn'sche Untersuchung ein und

beantragte, Jahn sofort aus der Untersuchungshaft zu entlassen, da ihn in keinem Falle eine Strafe treffen könne, die seine Untersuchungshaft rechtlich begründe.

Die ganze Anklage war in Nichts aufgegangen. Janke, der Hauptdenunziant, erklärte, daß sein Zeugniß nicht als vollgültig angenommen werden könnte, und Dr. Schmalz sagte im Verhör, von dem „deutschen Bunde“ und Jahn's Thätigkeit in demselben sei ihm „speziell nichts bekannt.“ Aus dem Gange der Untersuchung sei hier noch eine Einzelheit mitgetheilt. Jahn war die Frage vorgelegt: ob er nicht dahin gearbeitet habe, Deutschland in einen Staat zu vereinigen? und welche Form oder Verfassung er diesem Staate habe zutheilen wollen? Er antwortete ungefähr: „Ich bin allerdings der Meinung, daß eine Zusammenfassung Deutschlands in einen Staat für sein Wohl ersprießlicher sein würde als seine heutige Zersplitterung; denn ich denke, daß ein deutscher Kaiser mehr zu bewirken im Stande sein würde als ein bloßer Bundestagspräsident. Ich habe mir aber nie den Kopf darüber zerbrochen, welcher unter den verschiedenen deutschen Staaten an die Spitze des Ganzen zu stellen wäre: ob das etwa unter ihnen insgesammt Reih' gehen sollte, wie in manchen kleinen Städten die Befugniß des Bierbrauens unter sämmtlichen Bürgern; oder ob diese Stellung einem bestimmten unter ihnen für immer zuzutheilen wäre. Ich würde auch sehr in Verlegenheit gewesen sein, wenn ich zum Behufe dieses letztern Vorschlags irgend einen Staat hätte empfehlen sollen; denn unter den sämmtlichen 39 Staaten des deutschen Bundes kenne ich keinen einzigen, der im Stande wäre, sich selbst zu regieren, viel weniger einen, der im Stande wäre, die übrigen 38 zugleich mit zu regieren.“

Hofmanns Antrag blieb unerfüllt, und noch in demselben Jahre ward Jahn nach Kolberg abgeführt. Hier durfte er auch seine Frau und sein einziges noch lebendes Kind wieder sehen. Die beiden jüngsten Kinder waren während Jahn's Haft in Küstrin gestorben, ohne ihren Vater noch einmal sehen zu können. Jahn durfte auch eine Privatwohnung beziehen und unter der Begleitung eines Wärters Reisen im Umkreise von einer halben Meile machen.

Sein treues Weib, Helene Koloff, überlebte ihres Mannes Schmach nicht, 1823 starb sie. In Berlin, wo die einzige glückliche Zeit ihrer Ehe war, ward sie beerdigt, aber Jahn konnte sie nicht zur Ruhestätte begleiten, ein Fremder mußte es für ihn thun, ein gewisser Herz.

Pröhle schreibt über den Aufenthalt Jahn's in Kolberg: „— — da erblickte man in den Straßen Kolbergs einen Mann von sonderbarem und ungewöhnlichem Aeußern. Er trug einen schwarzen oder grauen kurzen Rock, hinten an den Schößen ungetheilt, mit kurzem stehendem Kragen, mit einer einzigen Reihe von Knöpfen, bis oben hin zugeknöpft; Beinkleider von derselben Farbe, wie der Rock; hatte

weder Halstuch noch Binde um, sondern ging bloßen Halses, wie Knaben, mit einem weißen Hemdkragen über den Rock. Sein Gang war fest und kräftig; sein Ansehen ernst und streng. Eine hohe, schon etwas gerunzelte Stirn ging aus in eine bis zum Hinterhaupte sich erstreckende kahle Platte; aber das hintere und Seitenhaar des Kopfes, schon ein wenig in Grau übergehend, hing in langen Locken über die Schultern. Der Blick war durchdringend, aber nicht erschreckend; ein Bart war nicht nur oberhalb der Oberlippe oder an beiden Backen, sondern hing weit auf die Brust herab. Der begleitende Wärter deutete auf einen Festungsgefangnen. Wer konnte das sein?" — Jahn war es.

An den wissenschaftlichen Studien hatte Jahn die rechte Lust verloren. Der Argwohn war es, der ihn drückte und knickte, wie er denn auch später nie wieder geworden ist, was er gewesen. „Verschlaf die Zeit, verlern das Denken", sollte sein neuer Lebensspruch sein. Jedoch arbeitete er immerhin eifrig an den Vorarbeiten der Geschichte des dreißigjährigen Krieges. Bald entstand auch ein lebhafter Verkehr mit angesehenen Familien, namentlich mit der Familie Hentsch, welcher Jahn's zweite Frau angehörte. Bekannte und Fremde von außerhalb besuchten ihn, und bald war das Jahn'sche Haus für Viele der Mittelpunkt eines geistigen und geselligen Verkehrs. Im Frauenkreise war Jahn sehr zuvorkommend. Gern las oder trug er Gedichte vor. Männern gegenüber war seine Rede derb, spruchformartig. Aber auch hier konnte Jahn ohne die Jugend nicht leben. Auf seinen Ausflügen hatte er stets eine geringere oder größere Anzahl von Knaben als Begleiter.

Jahn's Prozeß war dem Oberlandesgerichte zu Breslau zum Urtheilsspruche übergeben; der Richterspruch verzögerte sich jedoch sehr lange. Ungehalten darüber, schrieb Jahn in seiner Ungewißheit über seine Zukunft an Bucher in Köslin: „Ich kann nicht durch den Gerichtsnebel hindurchsehen." Endlich ward das Urtheil bekannt: Jahn sollte eine zweijährige Festungsstrafe abbüßen. In Folge seiner Appellation, wies man die Sache an das Oberlandesgericht zu Frankfurt a. O. Zugleich hatte er eine eingehende „Selbstvertheidigung" eingereicht. Am 15. März 1825 erkannte dies Gericht auf völlige Freisprechung mit dem Zusatz „daß wegen des Erduldeten dem 2c. Jahn eine Entschädigung zuzubilligen sei. Der Kommandantur zu Kolberg ging folgende Verfügung zu:

„Nachdem des Königs Majestät mittelst Allerhöchster Kabinets-Ordre vom 3. d. M. in Beziehung auf den dort sich aufhaltenden Doktor Jahn zu bestimmen geruht hat:

daß demselben in Zukunft der Aufenthalt weder in Berlin und in einem Umkreise von zehn Meilen; noch in einer Universitäts- und Gymnasialstadt erlaubt werde, und derselbe da, wo er seinen Wohnsitz wählt, unter polizeilicher Aufsicht bleibe, ihm dagegen, so lange er diese Bedingungen hinsichtlich seines Aufenthalts

pünktlich erfüllt und so lange sein Betragen tadellos bleibt, die Pension von Eintausend Thalern, die er jetzt bezieht, belassen werden solle;

so ersuche ich die Königliche hochlöbliche Kommandantur ergebenst, dies dem Dr. Jahn zu Protokoll eröffnen und ihn zugleich zur pünktlichen Folgeleistung, sowie zur Angabe des von ihm gewählten künftigen Aufenthalts auffordern zu lassen, die darüber aufgenommene Verhandlung mir aber gefälligst mitzutheilen.

Berlin, den 4. Mai 1825.

Der Minister des Innern und der Polizei
(gez.) v. Schuckmann."

Von 1825 bis 1848.

„Laß das Ringen nach der Ehre!
Lieber, all' dein heißes Streben
In den eignen Busen kehre,
Und du lebst ein schön'res Leben.
Ich will nicht länger thöricht haschen
Nach trüber Fluten hellem Schaum;
Hab' aus den Augen mir gewaschen
Mit Thränen scharf den letzten Traum."

Jahn verließ Kolberg und ließ sich zuerst in Freiburg nieder. Dorthin folgte ihm noch in demselben Jahre seine hochbetagte ehrwürdige Mutter, die bisher in Berlin gelebt hatte.

Im Thüringischen Lande suchte Jahn die Einsamkeit. Er hatte keinen bestimmten Beruf erwählt, sein Leben war der Förderung des deutschen Volksthums und Jugendlebens durch Turnen gewidmet, jetzt, wo man ihn wie einen Hund zur Ruhe verwiesen, hatte man seine eigentliche Lebensflamme ausgeblasen. Er nennt selbst dieses Leben ein „Briefleben." Der Schmerz betrogener Hoffnungen war über ihn gekommen, darum träumte er nur vom deutschen Vaterlande. Er hatte früher aus der deutschen Sprache Karthaunen gegossen, um sie dem Napoleon auf den Kopf zu schleudern; jetzt war dies nicht mehr nöthig, darum verstummte Jahn nach und nach immer mehr. Sein Verkehr mit der Außenwelt, den Buchhandlungen und Zeitschriften nahm ab. Sein Reden, sein Thun, seine ganze Erscheinung ward der Zeit fremd. Bedeutendere Schriftsteller, besonders das sogenannte junge Deutschland, höhnten ihn. Doch die Thüringer kannten Jahn, wie er leibte und lebte, sie nahmen keinen Anstoß an seinem deutschen Rock und seiner deutschen Rede. Wenn ihn einmal ein Waldbauer für den ewigen Juden hielt, so gerieth er darüber gar nicht in Zorn. Zwar zeigte

Jahn viele Sonderbarkeiten, welche ihn zum Einsiedler geboren erscheinen ließen, aber dennoch zog es ihn mächtig zum Ganzen, und die Beschränkungen seines Verkehrs drückten ihn hart darnieder.

Es ist deshalb nichts Sonderbares, wenn in ihm der Gedanke der Auswanderung auftauchte. Schon in Kolberg hatte er einmal den Gedanken, nach Griechenland auszuwandern. Von Freiburg aus schrieb er: Wer mein Freund ist, helfe mir fort; unter Kamptz sterbe ich am Selbstmorde des Nichtsthuns. Ich habe keine Pflichten mehr gegen mein Heimathland; der Ausländer Kamptz hat den Schuldbrief getilgt. Ich will mir ein Land suchen, wo man kein Denken in Gedanken verdammt und wo meine Gebeine ruhen dürfen. Doch nie werde ich etwas gegen den Staat unternehmen, nie dessen Schwächen aufdecken. — Zum Geschichtsschreiber, der nicht Religion und Vaterland haben soll, besitze ich wohl die Weihe. Um die Pfaffenreligion habe ich mich durch Gottes Hülfe selbst gebracht, und um das Vaterland hat mich Kamptz getreten. Und der ist ja noch mächtiger, als sonst, da er das Frankfurter Erkenntniß zu begutachten hat, also es vernichten kann, und wenn er es nicht vernichtet, so bleibt ihm ja die Macht, mich zu jeder Zeit beliebig einzukerkern. Mir ist aber die Kraft geschwunden, dies wieder sechs Jahre auszuhalten. Und hätte ich auch die Kraft, so fehlt mir doch die Lust. Darum! ist auch anderswo gut Brodessen, so warnte die Vehme!"

Da Jahn immer noch gern mit der Jugend verkehrte, so wurde er 1829 plötzlich nach Kölleda verwiesen. Hierüber reichte er eine Beschwerde den sächsischen Provinziallandständen ein. Der Landtagsmarschall suchte ihn in Kölleda auf und machte ihm gelinde Vorwürfe über seine steten Zänkereien mit den Behörden; ja, nachher soll sogar Jahn dieser Eingabe halber einen Festungsarrest in Erfurt von sechs Wochen abgesessen haben. 1839 lebte Jahn wieder seit etlichen Jahren in Freiburg.

Einmal in dieser Zeit war Jahn sehr beschäftigt, das eiserne Kreuz zu erhalten, das er hatte bekommen sollen; aber der König erklärte: „Ich halte den Premier-Lieutenant Jahn des eisernen Kreuzes noch nicht für würdig." Die mit der Zeit aufgekommenen Feste der Freiwilligen rüttelten den Vereinsamten wieder auf. Als am 18. Oktober 1840 zu Freiburg das Siegesfest gefeiert wurde, sprach Jahn die begeisterten Worte: „Wir alle hier Versammelte sind von gleicher Besinnung beseelt, hegen doch jetzt nur ein Gefühl. Unser Feuer ist angezündet als Sinnbild des Gewesenen und des sich vielleicht bald wieder Ereignenden, als ein Denkfeuer vaterländischer Großthaten, als ein Wachtfeuer für die dunkle Zukunft, als ein Leuchtfeuer für unsere getreuen Freunde und Nachbarn, daß wir auf dem Posten stehen, uns nicht in gefährlichen Schlummer wiegen und verschlafen meuchlings abthun lassen. Diese Flamme, von geringen Stoffen genährt, wie sie jeder zur Hand

hat, ohne künstliche und köstliche Bereitschaft, nicht von Einem geliefert, von Mehrern zusammengesteuert, glänze als Morgenstrahl von Gemeinwillen und Einmuth. — Unvermuthet, urplötzlich dem Dunkel entlodert, gelte sie als Wahrzeichen der Begeisterung, so 1813 das Vaterland gerettet und auch wiederum schirmen wird, wenn die Weltgewitter erblitzen."

Etliche Tage später, am 30. Oktober, richtete Jahn eine Eingabe an den Unterrichtsminister, die hier mitgetheilt sei:

„Am 13. Julius 1819 bin ich um meine Freiheit gekommen und ungeachtet des mich freisprechenden und auch rechtskräftig gewordenen Erkenntnisses vom Oberlandesgericht zu Frankfurt an der Oder unterm 25. März 1825 beengen mich noch immer gewisse Beschränkungen.

Sie haben ihren Grund in einer Allerhöchsten Kabinetsordre des hochseligen Königs. Gesehen und gelesen habe ich sie nicht, aber gehört und gefühlt.

Nach der Mittheilung des Ministers v. Schuckmann an den Kommandanten zu Kolberg lautet sie ungefähr so:

„„daß dem Jahn weder der Aufenthalt in Berlin noch zehn Meilen um Berlin, auch in keiner Universitätsstadt und Gymnasialstadt gestattet werden solle.""

Hierüber ist eine Verhandlung aufgenommen, die sich noch abschriftlich beim Garnisongericht zu Kolberg finden muß.

Damals verwaltete die bürgerliche Polizei zu Kolberg der Stadtsyndikus Regierungsrath Hänisch, während der Belagerung von Kolberg Garnison-Auditeur, gleich groß als gelehrter und als ausübender Rechtsgelehrter.

Der, um sicher und gewiß zu gehen, fragte beim Ministerium der Polizei an: ob ich einen Paß zu einer Reise über Gymnasialstädte bekommen könnte, und erhielt von Sr. Excellenz dem Herrn v. Kamptz die hochamtliche Erklärung „„wie Aufenthalt nur von bleibendem Wohnsitz zu verstehen sei.""

Ganz entgegengesetzt mit dem Sprachgebrauch und gesetzlichen Bestimmungen nahm aber der Minister v. Schuckmann das unschuldige Wort „„Aufenthalt,"" wollte es von jeder Art des Verweilens verstehen und verbannte mich willkürlich nach Kölleda, wo ich sieben Jahre verleben mußte. Da erst gelang es mir wieder, die Erlaubniß zum Wiederhinziehen nach Freiburg zu erlangen. Späterhin haben des hochseligen Königs Majestät mir „wegen des Umzuges"" zweihundert Thaler bewilligt.

Vorher ließ mich aber noch der Minister v. Schuckmann zu einer fiskalischen Untersuchung ziehen wegen meiner Beschwerde beim Provinzial-Landtag, „„daß er mich von Freiburg nach Kölleda weggemaßregelt."" Das Oberlandesgericht zu Naumburg gab mir völlig Recht in der Sache, nur Unrecht in den Ausdrücken, weil ich nicht die Kunst verstanden, mich über Beschwerden zu beschwe-

ren, ohne dem Beschwerer beschwerlich zu werden. Wie ich aber noch das erste Mal in Freiburg wohnte, mußte ich auf Gebot mir unbekannter Behörden die Ehrenkränkung erleiden, daß namentlich in Schulpforta, Naumburg und Halle die Schüler vor mir gewarnt wurden. In Pforta, was deutschen und europäischen Ruf auch in den großen Kriegszügen genossen, soll das sehr leutselig geschehen sein, glimpflich in Naumburg, plump und pöbelhaft in Halle durch Dyck. Ob es späterhin wiederholt worden, weiß ich nicht, ob die Verwarnung ständig geworden, etwa wie die Ketzerverfluchung, weiß ich eben so wenig.

Grund genug ist aber für mich vorhanden, um Aufhebung aller dieser Beschränkungen nachzusuchen und bitte daher Ein hohes Ministerium, sich um Abhilfe bei des Königs Majestät zu verwenden.

Schon bin ich unterm 23. August beim Ministerium der Polizei deshalb eingekommen und habe, weil ich ohne allen Bescheid geblieben, mein Gesuch heute wiederholt, wobei ich nicht die Meldung vergessen, daß ich auch die Verwendung Eines hohen Ministeriums des öffentlichen Unterrichts in Anspruch zu nehmen mich für verpflichtet hielte."

Schon am Schlusse desselben Monats erhielt Jahn vom Minister des Innern die Mittheilung, daß er nicht mehr unter polizeilicher Aufsicht stehe und einen beliebigen Wohnort wählen könne. Ein Jahr später ward ihm auch das eiserne Kreuz übersandt.

In diesen Jahren traf Jahn auch manches persönliche Unglück, es schien, als sollte er überall Schiffbruch erleiden. Es war ein harter Schlag für ihn, als in der Nacht vom 4. zum 5. August 1838 in seiner Abwesenheit das Haus, welches er bewohnte, niederbrannte. Seine ganze Habe ging verloren, nur sein und seiner Mutter Bild wurden gerettet. Das Schlimmste für Jahn war, daß viele Handschriften und seine ganze Büchersammlung zerstört wurden. Jahn fühlte diesen Unfall um so mehr, da er stets arm geblieben und nimmer an sich und die Seinen gedacht hatte. Aber kaum hatte sich die Kunde von seinem Unglück verbreitet, da gingen auch schon von überall Gaben für den „Turnvater" ein, durch welche es ihm möglich wurde, ein eigen Haus am Schloßberge zu Freiburg zu erbauen. Seine Schüler und Freunde hatten den Verbannten nicht vergessen; ja, als es in späteren Jahren ruchbar wurde, daß Jahn das Haus werde müssen verkaufen, da veranstalteten Deutschlands Turner abermals eine Geldsammlung für Jahn, und er konnte sich bis zum Lebensende seines Besitzthums erfreuen; er hing mit treuer Liebe an diesem Hause. War er nicht in seiner Arbeitsstube, so befand er sich im Garten, wo er seine Blumen hegte und pflegte, oder er war auf dem Schloßberge und bahnte Wege. Er schrieb: „Ich suche in Zurückgezogenheit auszuleben und warte der Blumen, bis ein höherer Beruf erfolgt."

Jahn's Familie bestand außer seiner Frau aus der Tochter, dem Sohne, der lange Soldat gewesen und nun einen Weinberg bebaute und Schifffahrt auf der Unstrut trieb, aus dem Schwager und einigen steinalten Mütterchen. Pröhle sagt: „Diese ausgedehnte Familie gab ein eigenthümliches Bild, wenn sie sich bei Tische oder am Kamin um den Hausvater versammelte, wo sie Jahr aus Jahr ein aus der Tiefe das dumpfe Brausen der Wogen vernahm und das Heulen des Windes, der neben dem Hause vorbei über Berg und Thal hinstreicht. Die Männer sahen mir immer aus wie Gestalten aus einem Bivouak vom Jahre 1812. Jahn trug den altdeutschen Rock noch aus Gewohnheit als alter Lützower; das männliche Personal seiner Familie, der Tischler und der Schiffsherr, begnügte sich, um sich vom freiburger Bürgerthum zu unterscheiden, mit einer zwar sehr einfachen, aber doch modernen studentischen Kleidung, und statt des Jahn'schen Prophetenbartes mit dem militärischen Schnurrbart."

Jahn war rastlos in seiner Weise thätig, besonders in Rede wenn er Gäste hatte. Diese führte er gewöhnlich um die Mittagsstunde in einen großen Saal und hielt, indem er auf- und abging, gesprächsweise eine lange politische Rede.

Die schriftstellerische Thätigkeit Jahn's in Freiburg ist nicht so bedeutend wie die frühere. Er selbst sagt: „Es widert mich an, ein Schriftsteller von Handwerk zu sein und ein täglicher Ausrufer in öffentlichen Blättern. Glaube ich eines zeitgemäßen Wortes mächtig zu sein, so rede und schreibe ich." Er veröffentlichte 1828 „Neue Runenblätter;" 1833 „Merke zum deutschen Volksthum;" 1845 „Denknisse eines Deutschen." Daneben hatten einzelne meist Thüringische Zeitschriften viele kleinere Aufsätze gebracht, die fast alle gegen die Auswanderungssucht der Deutschen gerichtet waren.

Der Briefwechsel war hingegen um so ausgedehnter. Eigenthümlich ist es, wie sich ihm in dieser Zeit immer noch fremde Leute näherten und so den großen Kreis seiner Bekannten vergrößerten. So oft die Zeitungen einmal wieder von ihm berichteten, schrieben viele Dutzend Menschen aus den verschiedensten Enden Deutschlands an ihn und freuten sich, doch endlich seinen Wohnort erfahren zu haben.

Im Jahre 1844 bemühte sich der Freiherr v. Holtzendorf, ihn zu einem Besuch in Berlin zu bewegen, er schlug ihn aber ab: „Noch immer halte ich es wider meine Ehre, Preußens Hauptstadt zu betreten. Zwar verlange ich durchaus nicht, daß die Polizei mich dort einführt, wo sie mich einst weggemaßregelt. Aber freiwillig rühre ich auch nicht Hand noch Fuß. Gesetzt, ich käme nach Berlin. Wie sollte ich mich stellen? mich gar nicht um die Entwickelung der Turnkunst kümmern? so thun, als hätten Jahn und Turnkunst niemals zusammengehört?"

Dem Turnen, das durch eine Kabinetsordre vom 6. Juni 1842

als ein nothwendiger Bestandtheil der männlichen Erziehung in Anwendung gebracht werden sollte, hielt Jahn sich möglichst fern. Doch keineswegs ließ er es ganz außer Acht; ja, auf eigne Hand führte Jahn von Freiburg aus bis zur Frankfurter Periode und noch länger durch persönlichen und schriftlichen Verkehr über die Turnplätze eine Art Aufsicht. Alles Unpassende und Rohe tadelte er, wies die zurecht, die, ohne verheirathet oder Geburtshelfer zu sein, auf eine burschikose Art das Mädchenturnen empfahlen und trat für die Unverrücktheit des Spruches: „frisch, frei, fröhlich und fromm“ auf.

So war Jahn älter aber noch nicht kälter geworden. Ueberall lauschte er in seinem Stillleben auf die Ereignisse seiner Zeit, die so sehr anders geworden war. Das neu aufgewachsene Geschlecht verstand den alten Recken nicht, und er verstand die Welt nicht mehr, denn er hatte eine andere Zeit geahnet und sich als Wirkensgenoß derselben betrachtet.

Außer den kleinen Ausflügen in die Umgegend unternahm Jahn keine größeren Reisen mehr. Nur einmal 1844 machte er als alter Alumnus eine Reise zum Schuljubiläum nach Salzwedel.

1848 und 1849.

(Jahn in der deutschen Reichsversammlung.)

„Wenn alle untreu werden,
so bleiben wir doch treu!“

In diesen Jahren, wo noch einmal der Sturm durch Deutschlands Staaten brauste, da ward auch Jahn seinem Stillleben entrissen. Wie das ganze Volk, so hoffte auch er, daß nun das Vaterland einig und frei würde. Es erschien ihm wie ein Traum, als er als Abgeordneter für die National-Versammlung nach Frankfurt a. M. kam und auf dem Bundespalaste die deutsche Fahne wehen sah, die Fahne, die er 1813 aus der Vergessenheit gezogen hatte. Schon früher hatte Jahn in der „Allgemeinen Zeitung“ in einem Berichte der Bundestags-Kommission gelesen, daß er „die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands aufgebracht.“ Er sagte darauf: „wie ich mich da gefreut, daß ich gewürdigt worden, dafür zu leiden — das zu beschreiben vermag ich nicht.“ Es ist daher natürlich, daß nun bei ihm die Freude um so größer war, als er noch in seinem späten Alter vor den Vertretern des ganzen deutschen Volkes von der deutschen Einheit und der Wahl eines deutschen Kaisers selbst reden und reden hören

konnte. Welche Stimmung Jahn in jenen Tagen beseelte, zeigt eine kurze, bei irgendwelcher Gelegenheit gehaltene Rede

„Gut Heil! deutsche Männer! Freunde gemeinsamen Rechts, gesetzlicher Freiheit und sichern Friedens!

Wir alle sind berufen, am Aufbau des neuen deutschen Reiches zu wirken und eine Verfassung begründen zu helfen, so mit einem unzerstörbaren Reifen das gesammte Deutschland umschließt. Ein Bruderherz schlägt wieder im zahlreichsten Volke der Erde, erfüllt von Einheit und Freiheit."

Doch nur zu bald mußte Jahn seine erwachten Hoffnungen vom einigen Reiche aufgeben. Die Männer, die er in Frankfurt fand, sie waren nicht aus dem Jahre 1813. Er fühlte sich verwaist. Es fehlte ihm Schenkendorf, Friesen, Körner, die damals mit ihm gelebt und gestrebt hatten. Jahn schloß sich keiner Partei an, und daher kam es, daß seine Stellung eine zerfahrene wurde. In einem Briefe schrieb er: „Wir haben zehn Klubb. Ich gehöre zu keinem, weil ich es für Sünde halte, wider Ueberzeugung zu stimmen, wenn der Klubb für eine Meinung nach Stimmenmehrheit entschieden hat. Das ist Betrug an der Wahrheit, Verleugnung des Gewissens und Meineid gegen das Volk."

In diesem Alleinstehen scheute Jahn es nicht, gegen die „Rothen" aufzutreten, von denen er nicht nur angefeindet, sondern sogar verfolgt wurde. Je weniger er sich an den Versammlungen des Parlaments nach und nach betheiligte, desto größer ward seine Thätigkeit außerhalb derselben. Seiner Tochter schrieb er am 28. Oktober 1848: „Meine Zeit wird furchtbar in Anspruch genommen, aber meine Kräfte verjüngen sich. Nur Ende 1812 und Anfang 1813 hat darin für mich seines gleichen. Napoleon war arg, aber die Rothen sind ärger."

Nur, als die Wahl eines deutschen Kaisers besprochen wurde, fühlte er sich zum Reden berufen. Am 15. Januar 1849 sprach er in der Paulskirche. Seine Worte durcheilten wie ehemals Deutschland und fanden in den Herzen vieler Tausende einen Wiederhall. Er sagte: „er habe als Kind für das Vaterland gebetet, als Knabe geglüht, als Jüngling geschwärmt, als Mann geredet, geschrieben, gestritten und gelitten. Er halte es jetzt für die größte Genugthuung, daß er endlich einmal in öffentlicher Versammlung als Vertreter des deutschen Volkes reden könne für die Einheit und Freiheit Deutschlands. Man habe ihn bei der Untersuchung gegen ihn gefragt, was er über den deutschen Kaiser gelehrt habe; da habe er dem Richter geantwortet, er habe sich nie darüber den Kopf zerbrochen, aber er sei konservativ, denn tausend Jahre hätten wir einen Kaiser gehabt und da dächte er, nach tausend Jahren bekämen wir wieder einen. Er könne sich kein Volk denken ohne Einheit und keine Freiheit ohne Einheit; die Freiheit könne nur von der Einheit geschützt werden, die Einheit sei die Mutter

der Freiheit und die Tochter der Einheit sei die Freiheit, — wer also die Tochter haben wolle, der halte es mit der Mutter. Deutschland sei bisher ein Staatenstaat gewesen, in unendlichen Verfassungen und Verwaltungen verästet und verzweigt, ein Sonderding, wie Schachteln in einander geschachtelt, wo man nicht wußte, wo die Einheit war. Das müsse anders werden, es müsse etwas Neues, Tüchtiges, Kräftiges, Dauerndes zu Wege gebracht werden, das könne aber nur durch eine tüchtige Einheit, durch eine Grundlage, welche die Freiheit sichern und darum wünsche er einen erblichen Kaiser für Deutschland."

Die November-Ereignisse fanden in Jahn einen heftigen Widersacher. Man sagt wohl, sein persönlicher Muth habe sich nicht bewährt, aber um so merkwürdiger wäre dann in psychologischer Hinsicht seine Schwanenrede, die nie gehalten worden. Folgende Worte, die Jahn auf ein Blatt geschrieben, geben in Kürze den Inhalt jener Rede:

„Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, war das Morgenroth meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft und ist jetzt der Abendstern, der mich zur ewigen Ruhe geleitet. Für diesen Gedanken habe ich gelebt und gestrebt, gestritten und gelitten. Anerkannt haben das sogar die mainzer Untersuchungsbehörde und der Bundestag. Beide haben mir nachgerühmt, „„daß ich die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands zuerst aufgebracht."" Das soll meine Grabschrift sein, wenn meinen Gebeinen noch in Deutschland ein Plätzchen vergönnt wird. An der Einheit Deutschlands habe ich festgehalten, wie an einer unglücklichen Liebe.

Und jetzt soll sie schon im Herbste frühzeitig ersterben, da der jüngste Lenz sie freudig hervorgelockt. Und weshalb? Wegen Worte und Redensarten! Wegen des linkischen Benehmens gewisser Leute. O über das gelehrte Deutschland! Noch hat es in den zweihundert Jahren nach dem westfälischen Frieden nicht gelernt, einen neuen dreißigjährigen Krieg zu vermeiden. Noch will es wieder Schlachtfeld, Schlachtbank und Schlachtopfer für Europa werden. Da wäre es besser gewesen, wir hätten die Paulskirche niemals betreten, wenn wir uns nicht verständigen können."

Und als es kam, wie Jahn gefürchtet, als Friedrich Wilhelm IV., auf den er am meisten gebaut, die Kaiserkrone ablehnte, da war Jahn's Hoffen aus. Er ging nach seinem stillen Freiburg zurück.

Jahn's Ende.

„Meine Zeit ist gewesen, und das verlöschende Licht meines Lebens mag still verglimmen."

Jahn.

Jahn's letzte Tage flossen in der größten Stille dahin. Er lebte der Erinnerung und den Seinen. Namentlich war es ein Enkelchen, dem er seine ganze Liebe schenkte. Von ihm sagte er, er könne wie der Großvater werden. Für die Besucher war es immer ein rührender Anblick, den „Alten im Bart" im kindlichsten Spiele mit dem Enkel zu erblicken.

Seine Lebensweise war einfach. Bis zum hohen Alter kannte er fast gar keine Bedürfnisse. Er sagte selbst von sich, daß er ein Wassertrinker geblieben, obgleich er zwischen Weinstöcken lebe. Seine Vergnügungen bestanden in Fußgängen. Montags ging er mit den Seinen zu einer befreundeten Familie in einem benachbarten Dorfe; oft schob er auch Kegel auf einem Berge nahe bei Freiburg.

Die Rede war äußerst lebhaft, wie überhaupt Jahn's ganzes Wesen eine stete Lebendigkeit zeigte, die besonders in seinem Alter im Gegensatze zu dem greisen Kopfe mit kahlem Scheitel einen eigenthümlichen Eindruck machte. —

Endlich ging der alte Jahn im Alter von 74 Jahren 2 Monaten und 4 Tagen nach kurzer Krankheit am Abend des 15. Oktober 1852 nach Walhalla ein, wie die Nationalzeitung sagte, unmittelbar hinter dem eisernen Herzog von England und dem Spanier Castannos.

„Fort, fort, mein Geist zum Jubiliren!
Umgürte dich zum Triumphiren!
Auf, auf, es kommt das Ruhejahr!"

Jahn's Charakter.

„Ich bin ein Fels geworden, den
der Epheu umgrünt."

Jahn war ein seltener Mann mit seltnen Gaben und Fehlern. Viele mochten in ihm das gährende Chaos, aus welchem sich eine Regeneration des Volkes wohl entwickeln konnte, erkennen. Und gewiß, Jahn war ein Urtypus des eigentlich altechten kernigen deutschen Volkes: mit all seiner Kraft, Begeisterung, Wahrheit und Thätigkeit, und all seinem Glauben und Hoffen, Streben und Ringen; mit seiner sittlichen Strenge, weichen Gemüthstiefe und Herzensweichheit; mit seiner reichen Phantasie und einem Zug burschenschaftlicher Schwärmerei.

Aphoristisch wie sein Wesen, so war auch der Verlauf seines Lebens. Er war zu einem großen Wirken bestimmt, und doch war sein Leben ein Fragment, ein abgebrochnes Dasein, abgebrochen im vollen Mannesalter. Da er aus seinem Wirkungskreis herausgestellt war, so sah er sich mit der ihn beseelenden Idee auf sich allein angewiesen. Was alle deutschen Männer nach seinem Traum werden sollten, das machte er nun aus sich selbst. Seine persönliche Erscheinung ward also die leibhaftige Darstellung seiner Pläne und Hoffnungen. Hiernach ist es erklärlich, wie schon bei Lebzeiten Jahn unter dem Volke eine mythische Figur ward. Dazu kam noch das auffallend Charakteristische seiner äußeren Erscheinung und das eigenthümliche Verbanntsein innerhalb des Vaterlandes.

Die äußere Erscheinung Jahn's war hoch und hehr. Oft hatte man Jahn mit einem alttestamentlichen Propheten verglichen. Und in der That, der lange weiße Bart, die hohe, fast schwärmerische Stirn, der Scheitel mit dem Kranze heller Silberhaare, sowie das ausdrucksvolle Gesicht mit den großen mildblickenden Augen und die hohe Brust ließen jenen Vergleich gerechtfertigt erscheinen. Mit diesem Aeußern verband sich eine leiblich und geistig hervortretende Lebhaftigkeit.

Seine Feinde nannten ihn wohl oft den ewigen Tertianer, jedoch seine Freunde konnten erzählen, daß er auch im guten Sinne etwas von ewiger Jugend hatte.

Auf der Hochzeit von Jahn's Tochter brachte der Diakonus Bäßler zu Freiburg folgenden schönen Trinkspruch aus:

„Es gab in alten Zeiten — Gelehrten ist's bekannt —
Ein Götterbild der Heiden: Janus war das benannt!
Wie solches war gestaltet, das kann ich euch wohl sagen:
Es thät auf seinen Schultern ein zwiefach Antlitz tragen.

Das eine von Milch und Blute ein Jünglingsangesicht,
Eine goldiges Gelocke lag um den Scheitel dicht;
Das andre voll edler Falten mit grauem Bart und Haar
Stellt eines Greisen Antlitz in hoher Würde dar.

Die alten Götter schieden; der Janus auch verschwand,
Zog aus dem schönen Süden wohl in ein nordisch Land;
An unserem Unstrutstrande mußt' er sich niederlan:
Das ist der wohlbekannte, der alte Vater Jahn.

Seht ihn nur an, ihr Freunde, ob's nicht der Janus sei,
Wie ihn die Vorzeit ehrte, das ist er meiner Treu;
Ihr seht zwar nur den Greisen, mit grauem Haar und Bart,
Das Jugendantlitz hat er im Busen still verwahrt.

Er steht, ein frohes Wunder, im heitern Kreise da;
Wird aller Muth zu Plunder, er ruft Viktoria!
Der nur ein Greis an Jahren, ein Jüngling stets an Muth,
Dem ewigen jungen Janus dies goldne Traubenblut!"

In Jahn's beweglichem, oder besser quecksilbernem Wesen zeigte sich stets etwas Drolliges. Dieses gerade machte auf die Jugend immer einen entschiedenen Eindruck, und Jeder, der ihn nur einmal gesehen, konnte Anderen genau beschreiben, wie er Jahn gefunden.

Nach langem Junggesellenleben war Jahn zweimal verheirathet. Wie überall, so zeigte er auch in der Ehe, welches hohe Ideal vom ehelichen Leben ihm vorschwebe, daß er zunächst an sich verwirklicht hatte. Die eheliche Treue galt ihm ein Stück vom Leben des Deutschen, mit ihr soll jeder deutsche Hausvater in seine Familie aufgehen. Nichts glich dem Behagen, mit welchem Jahn seiner zweiten Gattin als Greis ergeben war.

Von jeher war ihm eine große Anhänglichkeit an das weibliche Geschlecht eigen, wie er überhaupt in den jüngeren Jahren eine starke Sinnlichkeit zeigte. Selbst in seinen späteren Jahren kam sie zu Zeiten noch manchmal zum Vorschein. So war es 1817, als er auf einem Gange mit Steffens durch die Straßen von Berlin vor einem Kupfer der Dresdner Madonna stehen blieb. Zu Steffens meinte er, betrachte diese Figur, ist sie nicht mit einer durchaus verwerflichen Sinnlichkeit entworfen? Dann machte er Steffens auf einige Formen, gerade die schönsten der Gestalt aufmerksam, und dieser erschrak über die sinnliche Rohheit seiner Anschauung. Im Alter verkehrte Jahn sehr gern im Kreise junger Mädchen, sorgte auch selbst dafür, daß vielleicht ein Tänzchen zu Stande kam oder ein Spiel im Freien. Da versäumte er denn

keine Gelegenheit, wo er gute Lehren geben konnte. Oft that er es durch den Mund anderer jungen Mädchen in einer oft zartgehaltenen Rede, oft aber auch selbst in einer derben Weise. So erhielt z. B. Agnes S., ihr Anbeter scheint ein Fleischer gewesen zu sein, zu ihrem Geburtstage vom alten Jahn eine Schachtel mit einer Wurst und einem Hahn und dabei folgendes Gedicht:

Zu deinem schönsten Wiegenfest
Empfange hier das Allerbest;
Was in der ganzen Tänzerwelt
Dir doch am Meisten wohl gefällt.

Ein Sinnbild stellet sich dir dar.
Du wirst es deuten auf sein Haar;
Gewiß das Sprüchwort kennest du:
„Wie der Mann, so die Wurst dazu.“

Die Bratwurst und der Kickelhahn,
Sie zeigen dir das Wappen an,
Was der führt, der es ernstlich meint,
Dich mehr noch liebt, als es erscheint.

Du bist ein Tausendwochenkind,
Sei nicht zu spröd', die Zeit verrinnt;
Drum halte bald den Hochzeitschmaus
Und ziehe ein zum Ehrenhaus.

Kam irgendwie in der Unterhaltung das Gespräch auf weibliche Treue, so duldete er nun und nimmer, daß sie auch nur etwas herabgesetzt wurde. So unterfing sich einst Einer in dem Badeorte Lauchstädt die Behauptung auszusprechen, daß der ein Narr sei, der an weibliche Tugend glaube. Jahn fragte ruhig: „So? Nun mit wem hat es denn ihre Frau Mutter gehalten?“ Jener that entrüstet, aber Jahn beschämte ihn mit den Worten: „Nach Ihrem eignen Ausspruche sind Sie entweder ein Bastard oder ein Narr.“

Einst hatte er, wahrscheinlich in Naumburg, den Frauen Zutritt zu einer Versammlung des Gustav-Adolph-Vereins verschafft. In dieser Versammlung muß er etwas gesprochen haben, welches eine Entgegnung hervorrief, die im Gustav-Adolph-Boten erschien. In der Beantwortung dieser Entgegnung sagt Jahn unter anderm folgendes. „— — — Da müssen die Leser auf den Gedanken kommen: Ich hätte mir etwas Ungehöriges, Ungebührliches, Verletzendes erlaubt. Die Zuhörerinnen wissen, wie das Ding zusammenhängt, andere nicht. Gelangtweilt mögen sich die Frauen schon haben. Indessen das sind sie gewohnt.

Und ist ja die heutige sogenannte höhere Bildung des weiblichen Geschlechts größtentheils darauf gerichtet, „„Langeweile mit Anstand und dem Schein des Vergnügtseins zu ertragen.““

Wohl aber habe ich mit innigster Ueberzeugung des weiblichen Geschlechtes Recht vertheidigt: „„bei öffentlichen Berathungen gegenwärtig zu sein,““ eben weil ich glaube, die Männer würden

bei Anwesenheit der Frauen sich weniger schwach, rücksichtsvoll, hasenschreckisch und willenslos gebaren. Das weibliche Geschlecht hat den Vorzug, daß keine desselben je das werden kann, was Mann gegen Mann: „ „Altweib“ “ geschmäht wird. Das könnt ihr glauben, ihr Aerzte, die ihr die mancherlei Krankheiten des gesellschaftlichen Zustandes zu heilen sucht. Ohne Mithilfe des andern Geschlechts wird nichts Gescheites daraus.

Haben unsere Ahnfrauen durch Zuschauen und Zuruf wankenden Heeren den Sieg verschafft, so können wohl heut zu Tage die Zuhörerinnen leidenschaftlose Berathungen, raschen Entschluß und kräftige Ausführung bewirken.“

Späterhin schrieb er sehr innig in das Stammbuch einer Dame in Frankfurt:

„— — — Ein unausgesprochener Gegenstand bleibt des anderen Geschlechtes Stellung und Stand zum staatlichen Leben. Mit Recht gehört dieser Stoff zur Tagesordnung unserer zerstörenden, gährenden und schöpfungspflichtigen Zeit. Und da wird sich zuerst die Frage hervordrängen: Wie lassen sich Werth und Würde der Frauen in des Volkes freierer Gestaltung behaupten? Sehr leicht! Das weibliche Geschlecht wolle nur nicht stärker sein, als es kann, und nicht schwächer, als es sein darf.

Unseren Ahnherrinnen wird von den schreibenden Feinden nachgerühmt: sie hätten durch Zuruf weichende Treffen gestellet und sinkende Banner zum Siege aufgerichtet. Das ist Muster, Vorbild und Beispiel für jede Deutsche.

Jetzt droht der Verjüngungskrieg, von dem die vorchristliche Seherin geweissaget: „ „Ein anderer Hahn gellt, in der Erde Teufen, ein blutrother Hahn, in der Hölle Sälen.“ “Und er gellt: „ „Eigenthum ist Raub, Besitz Diebstahl, Vererbung Verbrechen, Ehe Laster, Hauswesen Schande; es muß Alles und Jedes gemein sein.“ “ Solchen Nixensang soll das weibliche Ohr überhören, und überhört es ihn, so ist der Zauber verklungen. Dem wüthenden Heere und seinem Wirbelsturme im höllischen Reigen gegenüber ist das weibliche Geschlecht die einzige erhaltende Macht, aber gewaltig und überlegen. Jede, die richtig ihre Bestimmung erkennt, ist hochbegabt, gefeit und mit Tarnkraft angethan.“

Bei einer anderen Gelegenheit schrieb Jahn: „Sein Haus ist des Mannes Burg, kein bloßer Bau von Holz, Erde und Stein, sondern des Menschen geistige und sittliche Veste.

Sie bewehrt und bewahrt die Gattin, als Gleiche zu Gleichem, das Weib mit der lieblichen Anziehungskraft, die Frau durch Werth und Würde, womit sie waltet, die Gemahlin durch Anerkenntniß in der engeren und weiteren Gemeinde als Erhalterin des Volkes — und doch nur Eine und Dieselbe.“

Wie überhaupt bei Jahn das Einfache und Schlichte hervortrat, so doch ganz besonders in seiner Lebensweise. Er lebte fast

in ärmlichen Verhältnissen. Wiewohl er ein schlechter Rechner war, so ist doch gar nicht anzunehmen, dies habe ihn so oft in Geldverlegenheit gebracht. Seine Freigebigkeit und besonders die bereitwillige dauernde Aufnahme entfernter Verwandte, wie auch die große Gastlichkeit, ohne die eigentlich das Jahn'sche Haus gar nicht zu denken ist, brachten ihn in solche Lage.

Vergnügungen kannte Jahn nicht, wenn man die Spaziergänge, die er Montags mit seiner Frau und Tochter nach einem benachbarten Dorfe machte, nicht für solche ansehen will. Bei diesen Ausflügen gehörten die Unterhaltungen mit den Hirten auf dem Felde zu den Hauptsachen. Oft schob er auch wohl auf einem hohen Berge bei Freiburg Kegel, Getränke und Speisen nahm er dabei aber nie zu sich. Er mußte am Sonntag-Abend schon wohl gestimmt sein, sollte er sich ein Glas Grog machen lassen, und trank er überhaupt Wein, so waren es stets höchstens drei Gläser.

Bei solcher Einfachheit mußte es dem Fremden überraschend sein, Jahn mit brennender Zigarre und Schnupftabaksdose zu sehen, In seinen jüngeren Jahren hatte er sich oft entschieden gegen Tabakrauchen und Tabakschnupfen ausgesprochen. Auf dem Opernplatze zu Berlin standen einst im Gespräche Jahn, der Logis-Kommissar der Universität, Geh. Sekretair Lange und der Kriegsrath M. Letzterer kannte Jahn noch nicht näher und als er seine Tabaksdose hervor zog, bot er sie auch Jahn; dieser aber sagte: „Ich mache meine Nase nicht zum Sch—hause." Während seines Aufenthaltes in Kolberg saß Jahn eines Tages mit seinen Freunden Buchner und Dr. Müller am Meeresstrande. Als Müller seine Dose aus der Tasche nahm, sagte Jahn: „Ich bitte mir auch eine Priese aus." Buchner erstaunte und sagte: „Wie, Sie schnupfen Tabak? Es konnte ja ehemals keinen ärgern Feind des Tabakschnupfens geben als Sie!"

„Was muß man in Pommern nicht lernen!" sagte Jahn. — Bekanntlich sind in Pommern in Folge des Klimas flußartige Uebel aller Art verbreitet, so daß selbst die Aerzte das Tabakschnupfen als ein treffliches Gegenmittel empfehlen. —

Bewundernswerth war es, welches erstaunliche Gedächtniß Jahn besaß. Leute, die er wohl vor dreißig Jahren gesehen, erkannte er oft sofort wieder. Zwar klagte er, daß er nicht wisse, was er wisse; aber solch merkwürdiges Gedächtniß wollte angeregt sein und darum war bei Jahn Vieles etwas Augenblickliches und äußerte sich blickweis wie ein Blitz.

Gedanken, die er ausführen wollte, faßte er sehr schnell; aber dabei blieb es auch oft, die Ausführung ließ lange warten und blieb vielleicht auch ganz aus. So kam es, daß er immer den Kopf voll literarischer Pläne hatte, die er dann vor seinen Freunden auskramte. Seine Gedanken entstanden mit reißender Schnelligkeit, und der Feder war es nicht möglich, sie alle so schnell

niederzuschreiben. Das Schreiben war ihm aus diesem Grunde etwas Langweiliges. Er pflegte wohl oft jüngern Besuchern etwas in die Feder zu diktiren, da war es denn gar nichts Seltenes, wenn er aller Augenblick wie ein verschämtes Mädchen hinaus zu einer Verrichtung in Haus und Garten lief. Jahn war einmal nicht für die Studirstube und war überhaupt auch kein wissenschaftlicher Greis. Der hier schon oft genannte Dr. Pröhle, der Jahn persönlich kannte, sagt von ihm: „Eine zur Vielgeschäftigkeit angelegte Natur, in den Lebensverhältnissen seiner drei letzten Jahrzehnde ohne Grundlage einer positiven Aufgabe für seine Thätigkeit, machte Jahn sich gern allerlei zu schaffen und mischte sein Hände und Interessen in die Partikularitäten des Kleinlebens von Freiburg. Zuweilen erschien er wie ein zahmgewordener Löwe, der der numidischen Wälder und sein selbst vergessen und sich zum Zeitvertreib mit Fleischerhunden und kleinen Bellern herumbalgt. In dieser Beziehung that es ihm gewiß Eintrag, daß er in seinem so geistesfrischen Alter keinen Studien mehr oblag."

Obschon man Jahn's Verbannungsleben ein „Briefleben" nennt, war er doch wenig für briefliche Unterhaltung, dagegen konnten ihm Gespräche nie zuviel werden. Sobald er nur geduldige Zuhörer fand, war er redselig. Dabei sprach er nicht wie Alltagsmenschen, es war immer etwas Wunderbares in seinen Worten; es waren Blickfeuer, Gedankenblitze, die aus seinem Innern plötzlich hervorleuchteten und doch stets gereifte Ansichten und Anschauungen offenbarten, ja Jahn's Wesen selbst wiedergaben; denn in Wort und That gab er sich, wie er war: treu, bieder und rückhaltlos.

Diese echte Treue in Wort und That gab ihm auch Kraft, in der Zeit der größten Entmuthigung an das Gefühl der deutschen Kraft und deutschen Würde zu erinnern. Diese innere Treue, verbunden mit dem Bewußtsein, stets Edeles gewollt zu haben, ließ ihn nicht sinken und verzagt sein, als seine schönsten Hoffnungen und Wünsche unerfüllt blieben, als er — ja es sei zu unserer Beschämung gesagt — zum Dank für seine volle Hingabe für das Vaterland als staatsgefährlich in Haft gesetzt, vor Gericht geführt und — obgleich freigesprochen — jahrelang wie ein elender Verbrecher unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurde. Wird man so belohnt, und wird das, womit man das Vaterland retten half, nachher als verderblich und gefährlich hingestellt, dann kann nur die innere sittliche Kraft den Menschen aufrecht erhalten, wie es bei Jahn geschah.

Was auch an Jahn zu tadeln ist, es kann den edlen Charakter nicht verdunkeln, sonst würde Jahn nicht fortleben im Munde des Volkes unter dem Ehrennamen: „der alte Jahn." So nennt der deutsche Mann nur Ehrenmänner. „Der alte Fritz," „der alte Blücher," „der alte Arndt" sind Namen, die nie aussterben werden; und zu ihnen ist auch der Name „der alte Jahn" zu zählen.

Unser Volk ehrt Jahn, ohne sich seines Werthes und seiner Bedeutung bewußt zu sein, schon deshalb, da er als wahrer Volksmann aus der Mitte der Volkes hervorgegangen ist. Dazu war er eine der kernigsten und markigsten Gestalten seines Jahrhunderts. Die Zeit war seine Bildnerin gewesen. Seine Bildung war theils sein Werk, theils das Erzeugniß der Zeitbegebenheiten, unter deren Einfluß er aufwuchs.

So war Jahn in Allem urwüchsig, wie eine deutsche Eiche. In seinem Wirken und Streben, Ringen und Leiden blieb er unerschütterlich, unwandelbar wie ein Fels.

Jahn's Bedeutung.

„Ich kann mich weiter nichts rühmen, als seit einem Vierteljahrhundert im Dienste des Vaterlandes gewesen zu sein.“ Jahn 1814.

Eine charaktervolle Persönlichkeit, wie Jahn es war, mußte mit seinem Wirken und Streben gerade in jener Zeit entschieden Bedeutung gewinnen.

Jahn war ein einfacher, schlichter Mann, ohne Rang und ohne weltliche Güter; er war kein Feldherr und kein Professor, und dennoch hat es seiner Zeit wenig Namen gegeben, die öfter im Munde geführt, die mehr gefürchtet und geachtet worden, als der seine. Ja gefürchtet wurde dieser mittellose, wohl arme Mann, gefürchtet von den Machthabern der Welt, Napoleon setzte einen Preis auf seinen Kopf. Aber darum achtete und liebte man ihn auch durch ganz Deutschland, überall im deutschen Vaterlande hatte er Freunde und Verehrer, die ihm mit Liebe anhingen.

Was Jahn seiner Zeit gewesen und zum Theil jetzt auch uns noch sein kann, werden wir einsehen, wenn wir wissen, was Jahn gewollt. Die Wiederherstellung des Volksgeistes durch Entwickelung der Volkskraft hatte er sich zur Lebensaufgabe gemacht. Für diese hohe Aufgabe, sein Volk zur fortgesetzten, ewig wehrkräftigen Verjüngung heranzubilden, arbeitete er durch Schrift, Wort und That. In allem aber findet man den einen großen Gedanken, der der damaligen Zeit verloren gegangen, den Gedanken von Deutschlands Einheit. Ihm war er zu Fleisch und Blut geworden. Man hat nicht ohne Grund auf den Umstand hingewiesen, wie gerade in einer solchen Gegend Deutschlands, wo Jahn geboren, die so wenig Reize bot, die Sehnsucht nach dem gro-

ßen deutschen Vaterlande erwachen konnte. Auch Jahn scheint das selbst gefühlt zu haben, denn in einem Briefe erzählt er seinem Pathen Franz Ludwig: „Ich war in drei Ländern (Preußen, Hannover, Mecklenburg) zu Hause und hatte keinen anderen Begriff von den deutschen Staaten, als lägen sie alle in einer, in Deutschlands Reichsflur. Lange Jahre nachher, als ich in Kolberg einen unfreiwilligen Aufenthalt hatte, las ich in der „„Augsb. Allg. Zeitung““ einen Bericht der Bundestags-Kommission: daß ich die höchst gefährliche Lehre von der Einheit Deutschlands aufgebracht. Wie ich mich da gefreut, daß ich gewürdigt worden, dafür zu leiden — das zu beschreiben, vermag ich nicht.“

Wenn auch Jahn's Bedeutung so recht aus seinem politischen Leben hervorleuchtet, so darf doch, ehe weiter hierauf eingegangen wird, eine andere Seite nicht unerwähnt bleiben, zumal, da er auch hier nur einen andern Weg zur Erreichung seines großen Zieles einschlug. Bis ins späte Alter beschäftigte sich Jahn mit der deutschen Sprachforschung und gab auch die erste Anregung zur Stiftung der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache. Ebenso bedeutungsvoll wie die Thätigkeit der Pädagogen in der Zeit der Wiedergeburt Deutschlands, war das Auftreten der Germanisten. Ihre ganze Thätigkeit schien ein Schwanengesang des deutschen Volkes zu sein und war doch ein Hahnenkräh, der den nahen Morgen der deutschen Erhebung verkündete. In wissenschaftlicher Beziehung steht Jahn als Germanist zurück. Aber es wäre auch falsch, wollte man hier in diesem Stücke einen andern Maßstab als den politischen anlegen. Ihm und wohl ihm allein bleibt das Verdienst, die Studien der Germanisten praktisch aufgefaßt und angewandt zu haben und zwar gegen Frankreich. —

Was Jahn seinem Vaterlande gethan, hat er ihm ewig gethan. Oder wollte man seinen Werth als „Turnvater“ nicht anerkennen?

„Wehe,“ hatte er im Hinblick auf eine Zeit der Erhebung ausgerufen, „wehe dem, der kein rechter Mann ist!“ Und die Zeit kam. Daß sie gekommen, und daß sie Männer fand, die mit Aufopferung ihres Lebens das fremde Joch abschüttelten, dazu hat auch Jahn's Turnkunst beigetragen. So war sein Einfluß durch die Uebung des Turnens für die damaligen Zeiten unberechenbar. Und gerade der Jugend war Jahn ein Helfer aus der allgemeinen Versumpfung. Denken wir nur an jene Zeiten. Die Jugend war besonders in den großen Städten durch den Einfluß, den die französische Umwälzung auch auf Deutschland ausübte, vielfach sittlich heruntergekommen. Vielmehr geschah dies in der polizeilosen Zeit von 1806 bis 1809. Hätten die Franzosen nur Hab und Gut geraubt, der Verlust wäre immer noch gering gewesen; aber sie hatten Schlimmeres gethan, sie hatten Familienbande zerrissen, sie hatten unserm Volke die Sittlichkeit untergraben. Täglich gab es Erzäh-

lungen von fleischlicher Gewaltthat, von der Verführung der Töchter, von der Untreue der Weiber. Ja die viehischen Ausschweifungen gingen so weit, daß auf den Straßen des Abends sich Knaben nicht zeigen durften. Denkt man nun noch an die furchtbare Verarmung und grenzenlose Bettelnoth, die gewiß Viele ins Laster stürzten, dann begreift man vielleicht, wie die Verwharlosigkeit so gar weit kommen konnte.

In Berlin stand es gerade um die Jugend am übelsten. Die neugegründete Hochschule sollte helfen, den Volksgeist zu heben und übte doch wieder einen Druck auf denselben aus. Es läßt sich ja denken, daß neben den vielen edlen Männern und Jünglingen viele böse Elemente sich auf der Hochschule sammelten. Ihr Beispiel ward vielen älteren Schülern verderblich und es war nicht das Böseste, wenn sie hinter Bierkrügen Taback rauchten und Gassenhauer sangen.

Solche Verkommenheit suchte Jahn durch die reinigende Turnkunst zu bessern. „An die Stelle des dumpfen, gedankenlosen Umhertreibens in Kneipen und auf Bierbänken trat die frische thatkräftige Bewegung auf dem Turnplatze, statt der Gassenhauer erklangen hier fortan vaterländische und bessere Volkslieder, statt der Ausschweifungen aller Art bot er Entbehrungen und wiedergewonnene oder bewahrte Keuschheit vor Allem durch das Bewußtsein vom Menschenwerthe und von dem, was der Einzelne dem Vaterlande schulde.“

„Als der Turnmeister, der alte Jahn,
Für des Volks urheilige Rechte
Vortrat zu der Freiheit Rennlaufbahn,
Da folgt' ihm ein wehrlich Geschlechte.
Hei wie schwungen sich die Jungen frisch, froh,
fromm, frei!“

Hat das Turnen damals miterziehen helfen die Jungen zu einem wehrlich frei Geschlecht, so muß es auch heute noch ein Erziehungsmittel unserer Jugend sein und bleiben. Jemehr dies von Jahr zu Jahr allgemein anerkannt wird, jemehr wird auch Jahn's Name gefeiert werden. Sein Gedächtniß muß immerdar in Ehren bleiben für das große Geheimniß der Wiedererweckung und Stärkung der Volkskraft durch das Turnen, welches Geheimniß er der Staatsregierung und aller Welt offen dargelegt hat. Wer da wünscht, daß seinem Vaterlande nie in der Stunde der Noth die rechten Männer fehlen, darf das Jahn'sche Turnen nicht mißachten, von dem freilich jetzt, in eine Gymnastik umgewandelt, nichts als der Name geblieben ist. Jahn's Turnen waren Uebungen, bei denen die Seele eben so gut turnte und sich stählte wie der Leib; darum war aber auch der Eindruck von Jahn's Bestrebungen hier so gewaltig groß und außerordentlich.

Folgende Worte über den Ursprung des Turnens seien hier noch mitgetheilt:

„Bald nach Friedrich's des Großen Tode kam eine Zeit, wo Deutschland an sich und der Welt erst irr wurde und sich dann der Verzweiflung übergab.

Weil man das Alte erst anfangs nicht bessern wollte, nachher nicht mehr konnte, stürzte der Bau zusammen. Und da glaubten denn viele: es müsse Alles und Jedes ausgekehrt und umgekehrt werden. Diese Auskehrer (Radikale) und Umkehrer (Revolutionäre) nahmen ihr Muster zu neuen Staatsbildern aus der Fremde und Ferne. Sie wollten Alles machen, ohne irgend eine Zuthat vom Alten neu machen, ja, die neueste Geschichte selbst machen.

In dieser Zeit der Entzweiung und Entrüstung begann das Turnen bei Preußens Hauptstadt. Das war keine Umkehr, das war eine Heimkehr zum erkannten verborgenen Heiligthum des innersten deutschen Wesens.

Daher sein Beifall, seine Ausbreitung, seine günstige Aufnahme, wo nicht künstliche Hemmnisse durch mißverstehende Macht vorgeschoben wurden.

Weil das Turnen sich rein aus der Deutschheit bildete, sich an die Innerlichkeit des Volksthums hielt, und nicht Fremdes und Feindliches aufdrang, ergriff es die Kinder und Knaben, und die begriffen als Jünglinge und Männer, welcher Hort in dem Turnen verborgen war, und welcher sinnliche Ernst im scheinbaren Spiele.

Des Turnens Anfang begann noch unter der Fremdherrschaft. Wecken und wachhalten — das gab keinen Anstoß. Sich erhalten und die Umstände und Gelegenheiten abwarten war nichts Aeußerliches. Und die jugendlichen Gemüther ahnten verschwiegen, was sie zu erstreben berufen waren.

Das Wohlbewegen gab ein Wohlbehagen, und aus der Selbstthätigkeit, die sich Selbständigkeit errang, entfaltete sich der Anmuth schönste Blüthe.

Das entdeckte gar bald die Junkerschaft. Ein Hochgestellter im Kriegswesen, ein Dessauer, kein Schweriner, wie man sonst die Männer des Schlendergangs unterschied, sagte zum Erwecker der Turnkunst: „„Sie haben Wunder gethan, aber Unrecht bleibt's doch. Die verteufelten Jungen treten auf, besser als die Kadetten. Was soll aus der Welt werden, wenn dergleichen ritterliche Exerzitien nicht mehr ein Eigenthum der höheren Stände bleiben? Da kann man ja künftig keinen Vornehmen von der Krapule unterscheiden."" Und der Befragte gab ihm zur Antwort:

„„Wenn vornehm etwas anderes bedeuten soll, als sich vornehmen in Sitten und Tugenden es den andern zuvorzuthun, so ist es ein Mißlaut in der Sprache.""

Schon des Turnens halber wird Jahn zu allen Zeiten unter den Ehrenmännern des deutschen Volkes genannt werden. Aber

er hat noch mehr gethan. Ja, man kann wohl sagen, er hat sein ganzes Dasein dem Vaterlande gewidmet, und gewiß hätte er auch gern sein Leben im Kampfe für's Vaterland gelassen, wenn es nur frei und einig geworden wäre.

Was ihn bewegte, das sagte er seinem Volke. Bis an sein Ende ist er der getreue Eckart der Deutschen gewesen. Und in Zeiten des Sturmes und Dranges wird er es auch künftig sein, der immer und immer wieder mahnt, unseren sichersten Schutz in der Belebung und Erhaltung der Volkskraft zu suchen.

Zuerst darf wohl der abscheulichen Lüge von Schmalz gegenüber, daß in dem Jahre 1813 die Begeisterung nicht thätig gewesen sei, gesagt werden, daß es Jahn war, der so recht verstand, die Begeisterung zu wecken. Er war unermüdlich und unverwüstlich. Jugend und Alter wußte er anzuregen durch Anschläge, Laufworte, Witze, Prophezeihungen, die dann auch den Tag über von den untern Schichten des Volkes bis zu den höchsten drangen. Seine Worte waren von schwerem Gewicht, und manches von ihnen ward im Sturme aus seiner Stube in die Welt hinaus getragen.

Gerade die Arbeiten aus dieser Zeit beweisen so recht schlagend, daß es nur der krasseste Undank war, der behauptete, Jahn habe einen verderblichen Einfluß ausgeübt.

Noch ehe ein Patriot wagte, seine Stimme zu erheben, geschah es, daß in einer Unterrichtsstunde des Prof. Giesebrecht am grauen Kloster ein Schüler — der noch lebende Ed. Dürre — statt einer erwarteten Redeübung eine „Rede des Arminius an die Deutschen vor der Teutoburger Schlacht“ hielt. Sie rührte von Jahn her. Später ward diese Rede auch abgedruckt. Der Anfang hieß: „Deutsche Männer, frisch auf! Waffen und Wehr zur Hand! Nun gilt's Kampf auf Leben und Tod, um Gut und Blut, um Ehre, Glück und Freiheit!“

Weiter in der Rede heißt es: „Konnten wir bisher sagen, was noch unser geblieben? Nichts gehört uns an; nicht Haus, nicht Hof, nicht Weib, noch Kind, nicht Grund und Boden, nicht das Erbe der Väter: nicht der Arbeit Lohn noch der Ernte Segen, nicht die Gesetze und die heilige Sprache. Unser Haus war eine Polterkammer, wo böse Geister spuken; Weiber und Töchter rechneten die wälschen Zwingherren für erbeutetes Spielzeug ihrer viehischen Lüste und ihrer teuflischen Wollust.“ Den Schluß bildeten die Worte: „Es gilt jetzt die Wahl, ob wir umkommen wollen mit dem Fluche aller Zeiten und Völker für den allgemeinen Feind der Menschheit wider uns selbst und das Vaterland; — oder mit Heldenmuth zu den Waffen greifen wider den Allesverderber, zum eignen Wohl und allgemeinen Besten.“

Eine andere ähnliche Arbeit schrieb Jahn von Breslau aus. Sie war ein Aufruf des preußischen Heeres an die Deutschen zur offenen Erhebung. Jahn sagt: „Wir kommen zurück aus dem

Elende und der Knechtschaft aus den Trümmern unsers ehrwürdigen Vaterhauses, um es mit Euch vereint schöner und dauerhafter wieder aufzubauen. Oeffnet die Augen und seht: die Handelsstraßen sind Steppen, die Ströme Wasserwüsten, die Messen Kram und Trödel; das Meer ist gesperrt, die Schiffe verfaulen in den Häfen, auf den Staden wächst Gras. Meineid wird Staatsdienst, Hochverrath wird Dienstpflicht. Alles in Allem — Ihr seid ohne uns, wir sind ohne Euch verloren: es ist uns nicht allein um uns, es ist uns auch um Euch zu thun. Darum seid einig mit Euch, seid einig mit uns, — empört Euch!"

Sollen solche Worte die Flamme der Begeisterung nicht geschürt haben? Napoleons Geheimschreiber redet in einem späteren Werke über das Jahr 1813 von der Wirkung jener Aufrufe und dem Schaden, den sie dem Kaiser anrichteten und meint, Jahn allein hätte das Königreich Westfalen zum Abfall bewogen. —

Die Schrift, die Jahn in seiner Bedeutung so hoch stellt, ist sein „deutsches Volksthum." Wollte man dieses Buch mit dem literarischen Maßstabe messen, so wäre es eins seiner schwächsten, aber die Fülle der Gedanken in ihm und ihr Einfluß machen es groß und unvergeßlich. Das ganze Buch durchleuchtet das große Streben nach volksthümlicher Größe, bindender Einheit und höchster sittlicher Kraft. Den Schwerpunkt bildet die Lehre vom einigen Deutschland. Jahn brachte in seinem Buche nicht nur die neuen Ausdrücke „Volksthum" und „volksthümlich", nein, er grub auch dem Volke ein wirkliches Volksthum aus Schutt und Asche hervor. Er zeigte der Deutschen große Vergangenheit, des alten Reiches Herrlichkeit und weckte dadurch das Verlangen, das Vaterland wieder einig und groß zu machen. Zugleich zeigt er aber auch die Mittel, durch welche man sich einen kann zum schönen Bruderbunde. Das Volk soll Hand in Hand gehen. Die Kleinstaaten, die in sich ohne Glanz, nach Außen ohne Kraft sich zeigen, müssen sich anschließen, allgemeine Reichstage sollen den geistigen Mittelpunkt des Reiches bilden. Die Kirche soll mit dem Staate Hand in Hand gehen und die Erziehung soll volksthümlich sein, sie soll das Urbild eines vollkommenen Menschen, Bürgers und Volksgliedes in jedem Einzelwesen verwirklichen.

Es gehört mehr Raum dazu, um das genannte Buch eingehend zu besprechen, als diese Blätter bieten können. Es redet von der Regierung, Gerichtsverfassung, von den Steuern und Abgaben, von Schulen und Bildungsanstalten, vom Versicherungswesen, von Kirche, Volkstrachten, Volksfesten, von der Muttersprache und von volksthümlichen Büchern, von der Ehe und dem häuslichen Leben — kurz er redet von Allem, was zum Fortbestand eines Staates und zum Wohlergehen eines Volkes nothwendig ist. Dabei hat Jahn überall seine Ansichten geschichtlich begründet. Die Geschichte

war ihm die Lehrerin eines Volkes und zugleich der Urquell des ersten Volkslebens. Darum wies er auch auf sie hin und forderte: „Wer sein Volk liebt, lege sich auf dessen Geschichte, wer sie schon weiß, lerne sie schreiben; wer schreiben kann, lerne Geschichte. Geschichtsschreibung baut Thatenhallen und Pilgerbrücken über die Vergessenheit.“

Die Politik des Buches ist kühn, Pröhle meint: „Die Kühnheit, ein ganz neues zentralisirtes Staatsgebäude aufführen zu wollen, war bei alledem so revolutionär, als Robespierre und Dante nur sein konnten, und lassen uns wieder den Mann erkennen, der als Zeitgenoß und Schüler der französischen Revolution aufgewachsen ist.“ Wir dürfen also nicht vergessen, daß Jahn's politische Ansichten in der Zeit begründet waren.

Die historische Berechtigung von Jahn's politischen Gedanken kann nicht bestritten werden, sie wird durch nichts schlagender bewiesen, als dadurch, daß das Buch, übersetzt von Dr. Lortet zu Lyon, selbst in Frankreich noch die Gemüther erregte und für sich gewann.

Viel bestimmter, als im Volksthum spricht Jahn über Deutschlands Einheit in seinen Runenblättern von 1814. Sie haben ihren eignen Werth. Wenn Jahn's Volksthum trübe Elemente enthält als Auswüchse seiner Zeit, so zeigen die Runenblätter, wie überhaupt die meisten späteren Arbeiten, besonnene Ruhe und geklärte Ansichten. Deutschland, das Mittelland Europa's ist noch nie so einig gewesen, wie es gewiß seine Freunde wünschten. Hermann ist durch die Sonderfürsten gefallen. Allein in der Einheit sieht Jahn eine kräftige Regierung möglich, wo ein Oberhaupt die „Walte“ in den Händen hat und die „Schalte“, die Willkür bricht.

Jahn's Schriften haben für jene Zeiten einen unberechenbaren Werth, und darum sind sie wohl, wenn man gegen Jahn gerecht sein will, Theodor Körner's Liedern zur Seite zu stellen.

„Tiefsinnige und bedeutende Menschen mochten in dem derben Wesen Jahn's das gährende Chaos, aus welchem sich eine Regeneration des Volkes wohl entwickeln konnte, erkennen. So lange solche Menschen einzeln stehen, mögen sie als moralische Renommisten ihre Umgebung beherrschen, als Hausväter ihre Familie tyrannisiren, als Pietisten in der Gemeinde das Gesetz predigen: aber eine wirkliche, ja tiefere Bedeutung erhält diese Lebensform, wenn sie national wird und durch bestimmte Verhältnisse der Zeit die Masse hinreißt. Sie hört dann auf, ein blos karikaturartiges Extrem zu sein und zeigt eine Oszillation des Volkslebens an voll Bedeutung und Tiefe. Jahn war in dieser Rücksicht ein selbst dem kaltblütigen Beobachter merkwürdiger Mann. Schon vor dem Kriege hatte er gewußt, in Berlin und früher schon in Halle Jünglinge zu gewinnen, immer mehr jüngere heranwachsende Knaben schlossen

sich ihm an; die Eltern wurden nicht blos beruhigt, wenn die Kinder ihm anhingen, sie wurden selbst für das hoffnungsvolle, von allen tändelnden Versuchen pädagogischer Künste befreite, frische Kinderleben gewonnen. Wer darf leugnen, daß diese Lebensäußerung, wie sie zuerst in Berlin hervor trat, und mir freilich nur aus der Ferne bekannt ward, ein kühnes Element der Zeit war, welches das Volk durchdrang und in Kriege den Sieg errang? Wer wagt es, wenn wir jetzt ruhig die damalige Zeit überschauen, Jahn sein entschiedenes Verdienst abzusprechen? Es war ein Moment des Volkslebens, welches nothwendig hervortreten mußte, um den einengenden Formalismus der Schule, des Heeres, der Regierungsmaschine in den innersten Tiefen zu erschüttern.

Jahn hatte etwas Wahres und Ursprüngliches in seiner Art; die innere Unendlichkeit der entschieden ergriffenen einseitigen Richtung verlieh ihm, und durch ihn der Masse, nicht bloß den Jünglingen und Knaben, die sich anschlossen, auch den Familienvätern, die so viel von ihm hofften, eine wie es schien übernatürliche Gewalt. Ich lernte Jahn persönlich kennen. Er interessirte mich, ich will es nicht leugnen; aber eben die Macht, die er ausübte, war mir grauenhaft. Es lag in der Art der damaligen Zeit, und in einer äußerlich unbefangenen, sich hingebenden und mittheilenden Natur, daß wir schnell vertraut wurden. Ein Mann, der eine solche Macht ausübte, war mir schon als ein solcher, als ein mächtig geschichtlicher Naturgegenstand, anziehend und wichtig."

(Steffens.)

Jahn hat nicht ein einig Deutschland gesehen, aber das Volk hat sein Vermächtniß bewahrt. Der Gedanke von Deutschlands Einheit konnte nicht mehr verloren gehen, und wenn auch noch einmal das Vaterland einen Bruderkampf erleben mußte, — das Volk hat ihn nicht gewollt, — heut haben wir die Einigkeit gefunden, da uns der Erbfeind zu Boden treten wollte.

Und wir? Wollen wir dem Verkünder von Deutschlands Einheit nicht danken? Soll ihm kein Denkmal errichtet werden? Aber es müßte ein volksthümliches sein, das ganze Volk, so weit die deutsche Zunge klingt, muß es bauen helfen. Zugleich muß das Denkmal ein sichtbares Zeichen sein, daß wir bleiben wollen „ein einig Volk von Brüdern;" denn das schönste und würdigste Denkmal für Jahn ist: „ein freies, starkes, einiges Vaterland."

Auszug aus Jahn's Schriften.

Eine Stimme für unsre Zeit.

Merke.

Erbfeind.

Am ersten tausendjährigen deutschen Reiche haben sich wettkriegend und triegend versucht: Italier, Spanier, Britten, Dänen, Schweden, Ungarn und Polen, doch der Name Erbfeind gebührt vor allen den Franzosen. Jahrhunderte lang haben diese Verschmitzten und Beschwatzten die unselige Kunst geübt, uns zu verstricken und zu umgarnen. Das alte Römergebet: „Gott erhalte die Deutschen in Hader und Zwietracht; denn sonst ist es aus mit uns," haben sie sich eingelernt und eingeübt. Jeglichen Zwist verstanden sie in Entzweiung, jeglichen Hader in Haß, jedwede Fehde in Feindschaft, jedweden Zank in Zorn zu verkünsteln, den Groll zu Grimm und Grausamkeit zu steigern, den Wahn zur Wuth und die Rechthaberei zum Rasen.

Kaiser Maximilian I. hatte das wohl gemerkt. Er hielt ein eigen Buch über die französische Unbill, was noch in der Handschrift liegt. Alle ihre spätern Pläne, Listen und Unternehmungen enthüllte er bereits auf öffentlichem Reichstag. „Der land- und leutgierigen Franzosen Tichten und Trachten bleibt darauf fest, das löbliche Haus Burgund vom Reich zu drängen, das theuerfromme deutsche Volk zu schwächen und die höchste Macht an sich zu reißen." Darauf haben sie über drei Jahrhunderte in einem weg losgearbeitet, und noch in unsern Tagen auf der Eilpost Rädleinsführer und Feueranzünder nach Brüssel geschnellt.

Franz I. von Frankreich gedachte Kaiser zu werden, bot Geld über Geld, schickte auch Kundschafter und Werber an alle Hoflager, wollte Jahrgelder zahlen. — Es ließen sich aber nur Trier und Köln bethören. Die andern Churfürsten hielten zur deutschen Sache. Bei Pavia 1525 wurde eine alte Volksschmach gerächt.

Heinrich II. gewann 1551 unter dem Heuchelnamen als Reichsverweser: Kammerich, Toul, Metz und Verdun.

Heinrich IV. war gegen Deutschland um nichts besser; doch fänden seine Kundschafter zwischen 1595—1597 nur erst einen feilen Fürsten, den Markgrafen von Baireuth, der französisches Geld sich belieben ließ.

Schon vor dem dreißigjährigen Kriege war die Franzosenseuche hereingebrochen; an allen Hoflagern waren stehende Geschäftsträger, und der Kassel'sche Hof hielt sich schon so französisch, wie 200 Jahre später. Der dreißigjährige Krieg war des Erzfeindes Saatzeit, und seine ergiebige Ernte, der unglückliche, schmachvolle, schändliche Westfälische Friede.

Vor dem dreißigjährigen Kriege lautet (1530) die eigene Erklärung der evangelischen Reichsstände: „So muß je männiglich bekennen, daß das Römisch Reich, des Haupt Kaiserliche Majestät ist, und dessen Glieder die Churfürsten, Fürsten sein, anders nichts, denn eine Conföderation, Zusammenverbindung und Verpflichtung in dem Zeitlichen, so viel Fried und Recht, Polizei, Regierungen, Leib, Ehr und Gut anbetrifft, einhellig zu thun, zu halten und zu lassen, nach Ausweisung der Kaiserlichen und des Reichs Recht und Ordnung." Aber im Westfälischen Frieden bekam jeder Reichsfürst nach langem Hin- und Her-Unterhandeln durch Vorschub fremder Mächte die Landeshoheit, worunter bald jeder die völlige Reichsunabhängigkeit zu verstehen gedachte. Die Befreiung der Mehrmächtigern von dem Rechtspruch der Reichsgerichte, die Gewalt zum Krieg und Frieden, nebst Bündnissen, gaben ihnen bald einen Schaltschwindel.

Jeder Hofschranz war nun geneigt, Daniels Gesicht auf seinen Staat zu deuten und hoffte, aus dem untergehenden Reich einen funkelnagelneuen Staat zu stiften, der ewig dauern sollte. Mit Menschen, Auswärtigen, Landeskindern, ward einträglicher Handel getrieben. Jeder Hof spielte Paris nach. Das Staatsgesinde mehrte sich täglich und baute an der unersteiglichen Scheide zwischen Fürsten und Unterthanen. Die Franzosen thaten ihr Möglichstes, Deutschland zu veruneinigen, um es dann zu zerfleischen. Doch wollte es eine Zeit lang noch gar nicht flecken, weil die alte Deutschheit noch gegen hielt. Die Botschafter d'Avaux und Servien führen 1645 darüber noch bittre Klage: „Nach unserer Kenntniß von der Gesinnung und den Ansichten der deutschen Fürsten, sind wir genöthigt, Ew. Eminenz vorzustellen, daß sie von den Grundsätzen der Fürsten Italiens himmelweit verschieden sind. Die deutschen Fürsten sind von weit mehr Liebe beseelt und können es nicht gut heißen, daß die Fremden das Reich zerstückeln. Was man auch für Vortheile ihnen vorspiegeln mag, so geben sie aus einer Staatsklugheit, die des Himmelstrichs ganz würdig ist, den Vorzug einem ferneren Fortbestehen jener Staatengemeinde, deren Glieder sie sind, und beachten nicht die Vortheile, die ihnen einzeln aus der Theilung des Reichs erwachsen könnten. Kurz, sie wünschen ihre alten

Gerechtsame wieder, und daß nach wie vor des Kaisers Macht durch die Verfassung beschränkt bleibe. Aber sie wollen dies Gut nicht durch Scheidung der einzelnen Theile ihres Reichvereins. Sie wollen auch nicht, daß fremde Fürsten sich darum auf ihre Kosten vergrößern, um sie besser unterstützen zu können. Wir werden freilich keine Gelegenheit vorüber gehen lassen, um ihnen oder ihren Geschäftsträgern begreiflich zu machen, daß sie für ihr eigen Wohl eine ganz andere Handlungsweise befolgen müssen. Aber was wir auch anstellen mögen, so wird es schwer halten, sie zu dem zu bereden, was wir wünschen. Im Herzen wünschen sie uns keine Eroberung und suchen lieber, daß wir sie alle herausgeben, als eine einzige behalten."

Im Westfälischen Frieden ward der Reichsverband eigentlich aufgelöst. Nur ein Zusammenhalt zum Schein blieb aus Herkommen und Gewohnheit. Durch dessen Vorspiegelung suchte jeder im Trüben zu fischen. Blos die Mehrzahl der schwächeren Instaaten betrachtete das Reich als Freistaat, und den Kaiser als Schutz- und Schirmherrn. Alle aber, so sich stark dünkten, wähnten sich selbst ein werdend Reich und den Kaiser für den ärgsten Feind. Vor dem dreißigjährigen Kriege war auch noch jeder Deutsche des Kaisers und Reichs mittelbarer Unterthan und des Kaisers und Reichs lieber Getreuer. So hatten die östreichischen Stände ein uralt Recht, sich, wenn ihr Fürst sie wider Billigkeit zur Ungebühr beschwerte, und keine Linderung zu erlangen sei, in den Schutz eines deutschen Churfürsten zu begeben, ohne alle Gefährde des Aufruhr und der Empörung.

Im Westfälischen Frieden wurden die Landstände den Reichsständen aufgeopfert und das alte Recht verwischt, deutsche Fürsten standen jagdhundisch umher und schnappten bei Fremden nach ausgeworfenen Länderbrocken.

Noch während des großen deutschen Krieges erschien ein weissagendes Titelkupfer zu der damals Aufsehen erregenden Schrift: Hippolitus a Lapide de ratione status in imperio nostro R. G. Der deutsche Reichsadler zeigt sich in seiner tiefsten Erniedrigung; am rechten Flügel hat ihn eine starke Gestalt gefaßt, die eine Königskrone und einen mit Lilien, Bienen oder Kröten besäeten Mantel trägt und ihm die besten Schwungfedern ausreißt; in die andere Seite schlägt ein hungriger Löwe seine Klauen, und hinten droht ein Henkersgesicht mit gezücktem Säbel, was mit Grinsen andeutet: Sperre dich nicht; es geschieht ja alles zu deinem Besten!

Unsere sogenannten Bundesgenossen, die aus unsern Landsleuten ihre Hülfsheere warben, und den Krieg durch den Krieg führten, Schweden und Franzosen plünderten uns Länder ab. Damals verlor Deutschland seine herrlichsten Marken und stand durch diesen Verlust allen fremden Einbrüchen und Einflüssen frei und offen. So wurden die Hauptthore des Reichs vom Oberrhein, an den

Mündungen der Oder, Elbe und Weser aufgemacht, und fremden Mächten ihre Schlüssel übergeben. Sie galten nun durch Vertrag als Schlüssel- und Siegelbewahrer.

Als Gewährleister des Friedens konnten sie unter dem Schein des Rechts sich in alle Angelegenheiten mischen, und nach einander jeden Theil mit Krieg überziehen, ohne daß solche Unbill dem Ganzen anging.

Jetzt wurden auch erst die Oberländische Eidgenossenschaft und die Niederländische Vereinigung gänzlich und auf immer von Deutschland losgesprochen, da sie bis dahin doch noch einigen Zusammenhang mit dem Reiche hatten. Der Rhein hörte nun auf, der alte Schutzstrom zu sein; denn an seinen Quellen und Münden wohnten in den naturfesten Landen forthin nur deutsche Halbbrüder und Stiefnachbarn.

Die Schweiz ward eine staatsgesetzliche Schweizerei in Deutschland als Vorzeichen späterer Unseitigkeit. Sie erhielt den freien Menschenmarkt zum Erwerbzweig und das Blutrecht, ihre Mannschaft als Schlächter zu verhandeln. In drei Jahrhunderten (von 1474 bis 1774) hat die Schweiz nur an Frankreich allein achtmalhunderttausend Söldner geliefert, von denen über 600,000 umgekommen. Noch sind die armen Seelen gar nicht gerechnet, die sie an Spanien, Genua, den Pabst, England und Holland vergaunert. Darüber waren die Deutschen von jeher mit Recht ergrimmt.

Frankreich, wirklicher Erbfeind, und nach dem Friedensvertrag wörtlicher Erbfreund, tastete nachher auch bald das heilige Reich an. Im Jahre 1658 wußte es das Rheinische Bündniß anzuzetteln zwischen den drei geistlichen Churfürsten Pfalz Neuburg, Münster und Hessen — ein Vorspiel vom Rheinbund. Die zehn vereinigten Reichsstädte im Elsaß nahm es 1673 fort; 1680 unterwarf es sich die dortige Reichsritterschaft, 1681 überrumpelte es Straßburg; 1689 hausete es mit Mord und Brand längs dem Rhein. Auf böse Kriege folgten dann immer dumme Frieden: 1679 zu Nimwegen, 1697 zu Ryswik, 1714 zu Baden, 1748 zu Aachen. Durch Kriegen und Triegen und durch Kriege und Kriegssäen gelangte Frankreich zur Hauptmacht des Festlandes von Europa.

Als Gewährleister des Westfälischen Friedens sandte Frankreich von Zeit zu Zeit Heere als Schirmer und Wächter der wohlverbrieften Reichsverfassung. Um den Schaden bei Licht zu besehen, haben sie diese mit der Fackel so erleuchtet, daß in manchem schönen Gau nur der freie Himmel noch übrig blieb. Mit Vorwissen und Genehmigung Ludwigs XIV. gingen auf Befehl seines Kriegswalt Louvois den 16. Februar 1689 Heidelberg, nebst 16 anderen Städten der Rheinpfalz in Flammen auf, und das ohne alle Noth, wie sie der Krieg entschuldigt, rein um nichts und wieder nichts. Als wenn es ein Abwaschen wäre, so ward auch die Stadt Speier zerstört und die Gräber der deutschen Kaiser schmählich verwüstet. — Das zer=

rissene, an einander gehetzte Volk ward mit Arglist immerfort im Harnisch gehalten. So nahmen die stehenden Heere überhand, die im Frieden zu viel sind und im Kriege zu wenig, und die wiederkehrenden Kriege in die Welt gebracht haben. Jeder Hof- und Staatsgesindezank ward nunmehr gleich zum Landeskrieg, jede Uneinigkeit galt als Weltfehde und mußte in Deutschland ausgefochten werden. Deutschland war der ewige Wahlplatz, das deutsche Volk ein Allerweltkriegsknecht, nur nicht für die allgemeine gute Sache. Ging irgendwo in einem Winkel des fernsten Erdtheils ein Geschütz los, so mußte Deutschland alle seine Stücke zur Begrüßung mit abfeuern. Von nun an war Deutschland nur stark zum Bürgerkrieg, und zum Brudermord stets aufgelegt. Der Gallische Hahn krähte seitdem immer auf deutschen Leichenhügeln.

Allemannen und Allemannerei.

Der Wälschen Arglist ist es bei der deutschen Kurzsichtigkeit gelungen, unsere Irminsäule zu brechen, unsere Reichseiche in einen winzigen Weihnachtsbaum zu verkrüppeln, und unsere herrliche Erichstraße in lauter Irrwege auslaufen zu lassen. Ueberall wuchert Ausländerei, und Deutschlinge höhnen ungestraft unser Volksthum. Sie halten ihr undeutsches Wesen für ein weltbürgerliches Sein, ihr volkswidriges Treiben für die wahre Höhe des Zeitalters, und wenn sie die Leute auf den Hambacher Berg führen und dort angeführt stehen lassen; so wähnen sie sich als Staatsweise, als Umgießer aller alten Gestaltungen, die durch Rückkehr ins alte Urgewirr ein neues Schöpfungswerde gesprochen zu haben vermeinen. Sie sind wie die Juden zu Moses Zeit, die lieber elendiglich in der Wüste verkommen, weil ihr Trotzkopf sich einmal darauf gesetzt hat, kein gelobtes Land und keine geschichtliche Entwickelung anzuerkennen. In der Wüste verstockt, wollen sie lieber zur Knechtschaft eines großen Völkerzwingers zurück, als durch stete Arbeit und edeln Kampf zur volksthümlichen Wiedergeburt. Ihnen soll jede Speise gesotten und gebraten in den Mund regnen und die Misgunst des Auslandes sie segnen. Sie erheben eine Horde auf den Thron der Gesittung und bürgerlichen Gesellschaftlichkeit, die keiner anderen Freiheit je fähig gewesen, als der, so in Aufläufen, Aufruhren und Empörungen wetterleuchtet; welche Kronen den Meistzahlenden angeboten, und wo die Stimme eines Querkopfs so viel gegolten, als der gesammte Reichstag.

Zwar hören sie von Erfahrenen und Alten, daß man von den nahen Bergen das Land der Verheißung schauen könne, und die heiligen Gräber der Altvordern; sie möchten auch wohl der Aussicht wegen mal oben sein, sei es auch nur, um davon mitzusprechen und sich etwas zu dünken! Aber fremde Wegweiser sollen kommen, so sie auf ihren eigenen Eseln hinanreiten; fremde Tra-

ger, so sie auf ihrem Polsterstuhle hinaufschroten. Wenn aber auch der Nebel verschwindet, und das Land ihrer Väter, das theure Erbe der Vorzeit, immer noch unaüsgebaut und ergiebig vor ihrer Nase liegt, so prahlen sie mit ihrer Kurzsicht und lächeln darüber, daß sie nichts sehen. Und wenn sie endlich das Dasein der fortschreitenden, geräuschlosen Bildung nicht mehr ableugnen können; so mähren sie doch von gewaltigen Riesen und Ungeheuren, so im Versteck und Hinterhalt lauern. Mit blinzelnden Augen, den Kopf auf den Rücken, rennen sie aus der Heimath davon und machen dem Land, der Zeit und dem Volk einen bösen Namen. Diese Wichte, so nur folgen, wenn Gott mit Donner und Blitz erscheint, und keinem Heiland glauben, er thue denn Zeichen und Wunder; die Gottes ewige Offenbarung verwerfen, so doch Natur, Vernunft und Geschichte zu Jedermann redet; die alles mäkeln, mit ihrem Wortflusse begeifern, mit ihren Witzen als giftige Nattern zerstechen und mit ihrem „Ja! Aber!“ zu Tode quesen; die um die werdende Zeit herumjanken, wie die Pute um die lustigen Entlein — heißen seit uralter Zeit als Buhler und Bündner der Wälschen, als Zusammenfluß von allerhand Unrath — Allemannen. Allemannen oder deutschwidrige Allmannsleute behaupten frank und frei, es sei lächerlich, von einem deutschen Vaterland zu reden. Zwar gäbe es dem Namen nach deutsche Staaten; aber die seien nur durch ein alltägliches, noch dazu leichtbrüchiges Bündniß befreundet, und ohne solch Uebereinkommen würden sie sich, trotz der Zufälligkeit einer gemeinsamen Sprache, gar nichts angehen, sondern mit vollem Rechte stockfremd bleiben. Diese Allemannischen Staatsheuchler wollen nichts Höheres, als ihren Staatspferch, den sie aberwitzig zum Mutterstaat erheben. Dabei vergessen sie, daß jeder Instaat des deutschen Vaterlandes sich von der Gesammtheit losgerissen und auf Unkosten des Reiches bereichert hat. Manche haben sogar erst in den argen Zeitläuften als Schmarotzergewächs einen Staatsleib erwuchert. Erst war Deutschland und das Reich. Als dieses unganz wurde, gingen dadurch Staaten hervor, so bei der Geburt, um das Andenken der Abkunft und Kindschaft zu vertilgen, die Mutter mit fremder Hülfe grimmig anfielen, jämmerlich umbrachten und dann nach der Nattern Weise heißhungrig verzehrten.

Abtrünnigkeit vom Gesammtvolk, und Abfall vom gemeinsamen Volksthum, hat der auch außerhalb Deutschland hochgefeierte Geschichtsschreiber Roms, in einer Staatsschrift strenge gerügt und gerichtet: „Die Gemeinschaft der Nationalität ist höher, als die Staatsverhältnisse, welche die verschiedenen Völker eines Stammes vereinigen oder trennen. Durch Stammort, Sprache, Tradition und Literatur besteht eine Verbindung zwischen ihnen, die sich von fremden Stämmen scheidet, und die Absonderung, die sich mit dem Auslande gegen den eignen Stamm verbindet, zur Ruchlosigkeit macht.“

Die Sachwalter und Wortführer solcher Allemannen möchten drum so gern das Wort Volksthum wieder zur Sprache und Sache hinausweisen. Also schmälen sie: „Diese Volksthümlichkeit erscheint als unchristlich, unmenschlich, zur Barbarei zurückführend, unstaatsbürgerlich, endlich in Deutschland ganz unpraktisch und nicht wünschenswerth.“ Hinter diesem Mischmasch meinen sie dann zuletzt: „daß der Gedanke eines großen, alle deutschredenden Staaten umschließenden Volksthums das engere Staatswesen in Deutschland durchwässern würde.“ Den Einen ist engeres Staatswesen ihr abgeschlossenes Getreibe, ihr Bezirk, worin sie sich mit der Zunft des Staatsgesindes dermalen wohl befinden und auf anderer Kosten zehren. Und obgleich jeder Staat den andern verschlingen möchte, so ist sich in allen das Staatsgesinde darin einig, daß jeder Instaat als eine Weltmacht erscheinen müsse. Von einem Umschließen zur Einheit, durch den Gedanken des Volksthums, kann also gar nicht die Rede sein, sondern nur, daß dieser Geist das einheitlose Staatengewirr durchdringe und Einwillen, Einmuth und Einmacht verleihe.

Das Andenken an gemeinschaftlichen Ursprung erlischt, wo das gemeinsame Leben aufhört. Mitfreude, Mitleid, Mitthat und Mitehre sind unzertrennlich von Mitwohl. Das Gesetz bekommt nur Heiligkeit durch die Zustimmung Aller bei einer Anwaltschaft und durch Allgemeingültigkeit und Verbindlichkeit für Alle. Giebt es aber besondere geheime Gesetzmacher, so will keiner an deren Vorschriften gehalten sein und jeder befolgt sie nur, so viel er dazu gezwungen wird. Das Uebertreten ist in seiner Ueberzeugung keine Sünde, und die etwanige Strafe keine Schande. Wo aber ein Volk in seinem Vaterlande Leben und Weben kennt, und auf sich was hält, da behauptet das einzelne Glied seinen Werth und das Ganze seine Würde.

Ohne Gemeinde kein Gemeinleben, kein Gemeinsinn und Gemeingeist. Es giebt keine Zuneigung zum Ganzen, wo sich drinnen jeder als leidender Theil, als willenloses Geschöpf und steuerbarer Lastträger fühlt, und wieder draußen als selbständige Eigenmacht, als absonderliche Herrschaft, und für sich allein bestehend, aufthut.

Recht und Gerechtigkeit gatten sich nicht mit Willkür. In einem Zwinger denkt man nicht an die Heiligkeit des Gemeinwesens, auf einem Wrack befiehlt und gehorcht keiner, und jedermann thut, was ihm gelüstet.

So ist es versucht worden, durch Staatsgewalt eingebildete Unübersteiglichkeiten einzurichten, Scheiden zu erträumen und durch ein Qualwerk ersonnener Anstalten Blutsverwandte bis zum widernatürlichsten Haß zu entfremden.

Ein Volk ist in der Zerrissenheit nichts als ein Gespenst, nur heil und ganz ist es in Wirklichkeit da. Brocken sind kein Brot, abgefallne Blätter kein Baum. Nur eine Mistel kann selbstisch auf fremdem Gebiet gedeihen.

Daraus entsteht dann ein völlig Gestörtwerden aller Verhältnisse, eine Umkehr aller Gedanken und Gefühle. So irrt der Mensch im Wirrsal hindurch bis zum Wahnsinn, weil er das nicht sein will, was er doch nach seiner Bestimmung sein soll, und das Wesen verachtet, was ihm in der Wirklichkeit zukommt. Es giebt keinen grausameren Selbstmord als solchen Volksbruch. Eine solche Widersprechsucht und Rechthaberei führt zur Selbstschwächung und völligen Ohnmacht. Jede Entartung, Ausartung, Umartung, Einartung und nachherige Fortartung ist anfangs allemal Entbildung und Einwildung, ja himmelschreiende Sünde frevelhafter Entsittlichung. Was auf geradem Richtsteig verloren, ist niemals auf Schlangenwegen krümmlings zu erlangen.

Inmitten Deutschlands sind binnen wenig Jahren ein Paarhundert Staatlein größeren Landgebieten angemarkt worden, und umgekehrt wieder größere Staatsgebiete in kleinere zerschlagen. Sind denn nun etwa beim ersten Fall ganze Völker untergesteckt, und beim letzteren gänzlich neue entstanden? Völker sind keine abgetheilte Heerschaaren. Da können mehre geschwächte zu einer mannstarken zusammenstoßen und wieder die Uebervollen ihre überzählige Mannschaft als erforderliche Stämme zur Errichtung von neuen Bannern abgeben.

Allerdings ist ein möglicher Fall, daß eines einigen Volkes Gesammtreich, was lange halb als Staatenbund und halb als Bundesstaat, ohne einen allwaltenden Einwaltskönig, bestanden, in mehre abgesonderte Staaten verschiedenen Ranges und verschiedener Größe zerfallen kann; doch können die eben so leicht wieder zu einem einigen Reich zusammengerathen. Dabei bleibt das Volk vorher und nachher eins. Will indessen ein jählings aufgeschossener, ein zusammengewürfelter Dünkelstaat, dessen Glück und Schicksal noch auf dem Tarl der Weltenbegebenheiten läuft, seine dermalige Staatigkeit als selbstheitiges Volksthum geltend machen, und das ihm abgehende Volk durch Belgische Staatshörigkeit ersetzen; so macht er das Edelste zum Gaukelspiel und den Staatsverband, der nach göttlichen und menschlichen Rechten den Himmel auf der Erde gewähren soll, zu einem klaffenden Grabe. Aus solchem nichtigen Staatstreiben kommt der künstlich erregte Nachbarenzwist, den die gegenseitigen Behörden zu Abneigung, Haß und Groll zu steigern suchen, um die eigne Unentbehrlichkeit darzuthun. So wird den Staatsgenossen das Anfeinden als eine Staatspflicht eingeredet, bis Herkommen und Schlendergang daraus eine unversöhnliche Feindschaft spinnen. So werden getreue Freunde, Nachbarn und Blutsverwandte sich erst entfremdet, dann aufsätzig und so verbissen, daß sie auf gegenseitigen Untergang sinnen, und zur Befriedigung der Rachlust sich dem Erbfeind verschreiben.

In solchen kreisenden Zeiten, wo Länder die Wehen bekommen, und gerne Völker gebären möchten, ist es schon oftmals einem Theile

so vorgekommen, als wäre er ein Ganzes und ein Hauptganzes dazu, was um der andern vermeintlichen Mitganzen Leiden und Freuden sich nicht Noth habe zu kümmern.

Fährt dann der Schwindel der Hehrheit und Hoheit in solche Schalter, die zufällig Häupter ohne Köpfe sind und unter dem Herrn als Hausmeier herrschen, so quälen sie sich ganz allein, etwas Besonderes für sich selbst vorzustellen. Mit der widernatürlichen Abtrünnigkeit meinen sie dann zugleich ein wildfremd Gemeinwesen zu werden. Da wird dann das angelegentlichste Unterfangen, den funkelnagelneuen Nothstaat landlich, leiblich, gewerblich, sittlich und geistig abzumarken, und so dann nach Innen und Außen doppelt zu verschließen. Ein Wohn=, Lern=, Schul= und Lebezwang entsteht; man will dann seine Männer wie Kartoffeln im Lande ziehn. Doch kein Bann fördert die Entwickelung, so aus gemeinsamen Zusammenleben entsproßt; Leitseil und Leitband gängeln nicht zu Größe und Nachruhm. Der Staatsleib wird eine Spukwüste, eine volksthumslose Oede.

Wohl hat jeder Staat eine Geburtsstunde, und aus der lässet sich oft gar wohl sein künftiges Erfahrniß vorher deuten.

Aber in einem vielstaatigen Volke wird der volkmäßigste Staat: der den Hochgedanken der Wiedervereinigung aller Getrennten nährt, in seinem Streben jeder Volksthümlichkeit Raum giebt, und die Hoffnung einer Reichsverfassung aufrecht erhält, über kurz und lang der Bannerherr aller andern. So lag es in der Naturnothwendigkeit, daß Kent, Sussex, Essex, Northumberland, Ostangeln und Middlangeln durch Wessex vereinigt, ein England wurden, und dieses mit Wales und Schottland ein Großbritanien.

Einst haben in der Vorzeit Grübler geweiselt: „Ob die Henne älter, oder das Ei?“ Ihnen gleich kommen die Staatszimmerlinge, die Staaten für älter als Völker halten. Ehe Staaten waren, wurden schon Völker, und mußten wesen, wenn jene sein sollten. Völker sind älter als Staaten und dauernder. Staaten sind zufällige Erscheinungen, die in einem Menschenleben gar oft entstehen und vergehen. Völker sind keine Kleisterwürmer, so in einer Dörrsucht dahinsterben und durch einen jeden Staatstropfen, durch einen Huldaufguß ins Leben gerufen werden. Ein Staat hat nur bloßes Dasein, aber ohne Volk kein Leben.

Eine zweite Art Allemannen sind in unsern Tagen aus den faulen Pariser Sümpfen, aus den mistenden Nebeln des Knochenberges als Irrlichter aufgestanden. Die gaukeln böslistig umher, suchen das ehrliche Auge zu blenden und den berückten Wanderer vom richtigen Pfad in bodenlose Abgründe zu verlocken. Diese hoffarthenden Irrweiser haben ein furchtbares Wortgift erfunden, das eingemischt sich durch keine Farbe verräth, gar nicht durchschmeckt, auch selbst dem Geruch verborgen bleibt, aber unfehlbar, wenn auch langsam, tödtet. Sie verschießen das Gift wie spielend mit kleinen

zierlichen Pfeilen, da sie zu schlaff sind, einen kräftigen Bogen zu spannen. So angebracht muß es das Lebensblut im Volk erstarren. Solche Irrthümler klingen hohlen Klang, damit wollen sie die Wahrheit verschallen und dem Rechten, Ewigen und Schönen bösen Leumund machen. Sie stutzen eine ganz absonderliche Irrlehre, und als ausgelernte Lügenmeister spielen sie so fein, versteckt und verschlagen, daß beides, Aeußeres und Inneres verwechselt und Eins übers Andere vergessen werde. Gleich dem Ameisenlöwen höhlen sie trügerische Tellen, streuen dem Arglosen Wälschworte, wie: Volk-Souverainität und Constitution, constitutionelles System und Absolutismus in die Augen, um ihn damit dem Vaterlande wegzufahen und dem künftigen heiligen Reiche. Ihnen ist Schale — Kern, Hülse — Frucht und jedes Gleimchen eine Sonne. Jede Rotte, Horde und Bande gilt ihnen ein Volk, und darf sich auffspreizen, als habe sie Sitz- und Stimmrecht bei tausendjährigen Völkern. Wie der Schneiderkönig zu Münster und der ungarische Görg fahren sie hoch her, auf Bergen und in Büchern, schweben in Flugschriften wie die Motten des Alten-Weiber-Sommers, und poltern wie Kobolde in den Kammern der Ständeversammlung. Ihr Treiben ist gerade so, wie sich die Vorzeit ein Bündniß mit dem Teufel dachte, wo der Gott-sei-bei-uns! viel versprach, Geld, Gut, Glück und Genuß, hohe Ehre und Macht und Alles, was das Herz wünscht und begehrt, sich dafür die Verführten mit eignem Blute unterschreiben ließ, daß, wenn die Zeit erfüllet wäre, er sie nach Leib und Seele holen dürfe.

Frankreich hat allemal Alle und Alles verdorben, und Deutschland und die Deutschen von Grund aus!

Vom wahren und falschen Gleichgewicht.

Vergeblich sind alle Kriege, umsonst alle Verträge, unnütz alle Eroberungen, die Völkerscheiden antasten. Das wahre Gleichgewicht, gegründet auf Selbständigkeit und Volksthümlichkeit der Völker, ist mehr als ein schönes Traumbild, und nur dadurch ist eine befriedete Staatenordnung beständig, und ein Völkerrecht denkbar und möglich. Ein Gleichgewicht der Völker, auf gegenseitige Freiheit und Billigkeit und Recht gegründet, ist wünschenswerth und ausführbar. Die Völker müssen sich friedlich aus einander setzen, sich alle selbständig machen und selbstthätig. — So können sie gute Freunde werden und getreue Nachbarn bleiben. Aber so lange noch Völker streben müssen, sich aus dem Staatenschiffbruch zu retten, so lange sie noch auf dem Wrack treiben, sind sie nicht geborgen. Bis diese Weltordnung eintritt, werden immer wieder fürchterliche Völkergewitter entstehen, und oft dann am ersten, wenn der Himmel heiter und wolkenlos scheint.

Die Herrn Gleichgewichts-Aicher führen falsch Maß und Ge-

wicht, wollen eine Machtgleichheit der Staaten ausmitteln, ein ebenso thöricht und wahnschaffen Ding als allgemeine Gleichheit des Vermögens. Das errechnete, mühsam eingetafelte, vortrefflich eingefachte Staatengleichgewicht ist eine falschgelösete Aufgabe, die niemals Probe hält. Sonst hätten nicht Griechen, Römer, Venediger, Schweizer, Niederländer, Schweden und zweimal die Preußen große Umwälzungen bewirken können. Ochsen, Schweine, Schafe, Esel und allerlei Vieh kann man in ein Zählbuch zeichnen, aber kein Seelenmeister hat eine Waage für Muth, Begeisterung und menschliche Hochkraft. Nach Adam Riesens Rechenbuch hätte Friedrich der Einzige (Große), und Preußen 1813, erliegen müssen.

Seelenmeister und Seelentrödler, die über das Immerstill der Machtgleichheit grübeln und den Würfel fest auf die Kugel stellen wollen, sind wie die beiden alten Weiber, so sich im Morgenzwielicht an einem Hohlwege begegneten, gegenseitig für Gespenster und Hexen hielten, in der Wechselangst unbeweglich fest standen, beim Tagesanbruch aber brummend bei einander vorbeischoben.

Als die Umkehr in Frankreich schon in toller und voller Raserei wüthete, auch sich nach Mirabeau's Wahrsagung bereits rund um die Erde zu wälzen begann, hingegen das überjährige deutsche Reich in Haupt und Gliedern so starrte, daß selbst die feindliche Berührung durch kalt Eisen nicht mehr die eingeschlafenen Arme und Beine erweckte — da priesen noch überall Irrlehrer Deutschlands wohlthätige Ohnmacht. Man hatte dazu stehende Redensarten, mit denen sehr breit Grellmann seiner „Staatskunde von Deutschland“ den Richtkranz aufsetzt.

Es ist leider der alte Erbfehler, daß die Deutschen über nichts einig werden können, worüber andere Völker gleich einverstanden sind. Noch ehe der deutsche Bundestag eröffnet wurde, ist viel darüber geschrieben worden, was Deutschland eigentlich durch seine Bundesurkunde sei? Man hat gesagt: Es wäre ein Bundesstaat — denn ein Staatenbund sei nur eine Art Bündniß, und könne auch zwischen Staaten statt finden, die himmelweit verschieden wären, und ganz fern von einander lägen. Dies hat ein geehrter Redner, wenn die Zeitungen nicht lügen, widerlegt und ist auf Staatenbund verharrt. Nach einer anderen Meinung ist Deutschland ein Staatenstaat.

Wehrlage.

Niemals darf ein Land wehrlos und schutzlos daliegen und frei und offen gegen alle Nachbarn. Ein Volk darf nur erst dann auf sicheren Frieden rechnen, wenn sein Land befriedigt ist. Und hier muß die Natur das Meiste und Beste vorgethan haben, die Kunst kann nur nachhelfen. Auch ist jedes wahre Wohnland schon durch seine Wohnlichkeit zugleich wehrkräftig durch die Natur. Was sie nach

ihren ewigen Gesetzen im Raume als Land zusammengefügt, soll der Mensch nicht durch Schwertstreiche und Federstriche scheiden: was sie aber geschieden, soll der Sterbliche nicht fügen wollen.

Eingriffe in die ewigen Naturgesetze, Gewaltthätigkeiten gegen die Ordnung des Erdreichs bringen erst einen unnatürlichen Zustand hervor, und dann allerhand unnatürliche Begebenheiten. Da kann Niemand vor schrecklichen Folgen stehen. Auch Schwache bekommen Unternehmungsgeist, wo eine leichte Eroberung lockt. Gelegenheit macht Diebe, Ueberzieher, Eroberer und Unterjocher. Wo ein Land unversehens zu überfallen und einzunehmen, werden sich schon Angreifer finden. Ist es aber so übel gelegen, daß ein richtig geleiteter, feindlicher Heereszug das Land aus einander keilt, und das Volk mitten im Lande von einander sprengt, so darf in solchem Unland das Volk niemals von Frieden träumen, und muß allezeit die Wacht zwischen Feuer und Pulverfaß halten.

Aber auch ein Volk in einem wohlgelegenen Lande ausgerüstet mit aller Wehrkraft, darf sich eine künftige Kriegszeit nicht als Unding denken. Mit dem weisen Rath von Witzhausen: „allemal drei Tage vor dem Ausbruch der Feuersbrunst die Spritzen in Stand zu setzen“ ist wenig gethan. Es ist ein löblicher Brauch und eine altverständige Sitte, wo noch Nachtwächter rufen: „Bewahrt das Feuer und das Licht, damit der Stadt kein Schade geschicht.“ Wie Ströme überschwemmen, so treten auch Mächte aus ihren Ufern. Gegen eine solche augenblickliche Sündfluth muß das Land die Sicherheit in seiner Wehrlage finden. Jedes Land hat aber seine eigenthümliche Stärke, und im wahren Volkskrieg ist das Volk wie der Angegriffene in seinen vier Pfählen. Nur muß es sich seine Wehrarme frei halten, und sich nicht in den Polnischen Bock spannen lassen. Ein Volk aber, dem noch ein Stromgebiet an seinem Lande fehlt, ist einarmig. Hat es aber nur einen Theil von einem Stromgebiet, so bummelt neben ihm ein Stummel statt Arm, ohne Hand und Finger. Der kann wohl Rockärmel und Handschuh anhaben, aber nicht Wehr und Waffen, nur wie Götz von Berlichingen eine eiserne Hand. Es ist nicht Zeit zum Verhimmeln, wenn nach einigen zwanzig Jahren auf langwierigen Krieg und vieles Blutververgießen mal ein Friede geschlossen worden. Selbst der kürzeste Krieg kann nur vom Ersparniß eines vorhergehenden Friedens zehren. Wer wollte alle Schlösser und Riegel wegreißen, wenn mal ein Dieb gehangen. Kein Volk darf sich durch e w i g e n Frieden einlullen lassen. Krieg und Frieden lösen sich ab, wie Winter und Sommer, wie Tag und Nacht, wie Regen und Sonnenschein. Am Frieden sind mehr Völker entschwunden, als im Kriege verblutet.

Ein Volk muß sich auf bleibende. nachhaltige, innewohnende Wehrkraft verlassen; nicht auf Bündnisse, die aufhören, wenn sich ein paar Augen schließen, niemals auf Verträge, denn das Papier

ist nach dem Sprichwort geduldig, am wenigsten aber auf die Rednisse der Staatshändler.

Ohne leibliche Wehrlage ist aber ein Land, was kreuzweis von einander gesperrt liegt, wie ein schnurrender Schilleboldt. Solches muß im Frieden wehrgerecht geschaffen werden und soll in seines Volkes leiblicher, geistiger und sittlicher Wehrschaft die wahre Wehrkraft vereinen. Ein Land darf nicht geköpft, nicht geviertelt, oder gar gerädert sein. Es muß nach allen Seiten sich das Volk in Auslage zu begeben vermögen, sich rings um zu Wehr setzen können. Seine Arme müssen sich nach allen Seiten auszustrecken im Stande sein, um jeden Gegner vom Leibe zu halten. Sie dürfen nicht schlaff und gliedweich herunterhangen, oder abgespannt durch die Luft schlenkern, am allerwenigsten aber rückwärts gebogen und hinten verschränkt sein.

Ein wahres Wehrland gleicht einem Ringer. Geht er zu hoch einher, so ist er leicht zu umfassen, zu heben und zu legen. Stellt er einen Fuß zu weit vor, so kann er hier gepackt, und rücklings zu Boden gestreckt werden. Versieht er es gar mit Arm und Fuß, so geräth er in Gefahr, daß sein ringfertiger Gegner ihn abwindet, wehrlos untergreift, dann unterläuft und wirft, wohin er will. Unternimmt der Gegner, ihn vom Platz zu schieben, so wird er um so mehr besser Stand halten, je straffer und engspuriger die Arme vorgestreckt dem Feinde Trotz bieten. Biegt er sich aber auswärts, und blößt er die Brust, so muß er vor einem Schwächern zurückweichen, oder hinterrücks zu Boden sinken.

Beide, Ringer und Volk, sind nur gedrungen nachdrucksam, und sollen sich darum immer ringfertig in Wage und Lage halten.

Wir Deutschen gönnen jeglichem Volke die Erringung einer vernünftigen Freiheit, begehren aber dafür mit Recht, daß man auch uns ungestört in unserm eigenthümlichen Wesen lasse. Wir wollen gern die Leute jenseits des Wasgaus und der Argonnen getreue Freunde und Nachbarn nennen, wenn sie sich als solche beweisen; wir haben mit Frankreich noch eine alte Rechnung abzuthun, es hat nichts von uns, wir noch viel von ihm zu fordern. Sollte aber der Geist der Eroberungen und die Sucht zur Ueberziehung wiederaufleben, und die Franzosen das linke Rheinufer begehren, so sei unser Feldgeschrei: „Deutsch-Lothringen und Elsaß!“

Die, so jenseits des natürliches Deutsch-Grenzwalles wohnen, die Franzosen, sind nichts weniger, als ein Urvolk, sondern eine junge Mischlingsbrut von ausverrömerten Galliern, Römlingen, und vielen deutschen Stämmen zum Mangvolk erwachsen. In Nordfrankreich, zumal in Paris, hat sich zuerst das verdorbene Römerthum in ein Franzosenthum verwandelt.

Der Rhein kann aber kein reiner deutscher Strom sein, so lange noch ein Thautropfen aus Frankreich in ihn herunter träu-

felt. Zwar haben die Franzosen, und unter ihnen die Pariser durch Niederlagen und zweimaligen Besuch gewitzigt, aller Welt weiß machen wollen, daß sie aller Freunde wären. Sie halten es für Mangel an guter Lebensart, wenn andere Völker auf ihr wohlerworben Recht gegen die neue Unbill bestehen, und für unanständig, daß sich auch Andere Siegestage zu feiern erkühnen. Daß sie im Erntemonat 1813 noch im Angesichte von Berlin standen, schon ihre Herbergen in Gedanken bestellt hatten, schon ihre Kehlen einübten, um, wenn Er geböte, einen Afterkönig in Berlin auszuschreien, haben sie längst vergessen, und ärgern sich darüber, daß unser Gedächtniß nicht so kurz ist.

Unaufhörlich und in einem Athem krähen sie von der Unantastbarkeit Frankreichs, und die ärgsten Schreier sind grade jene Blutmenschen und Raubseelen, die kein Volk zufrieden und kein Land heil und ganz gelassen. Alle Völker haben an den alten und neuen Wunden zu heilen, die ihnen Frankreich geschlagen; darum hat es zur schuldigen Dankbarkeit verlangt, allein mit heiler Haut durchzukommen. Alle Völker sind durch die ungebetene Gastschaft der Franzosen bis über den Kopf in Schulden gestürzt, woran die Enkel der Begasteten noch zu zahlen haben. Dafür wollen sie hernach, daß die Sieger bei ihrem Gegenbesuch alles baar bezahlten, und sich obendrein von ihnen recht schnellen ließen. Sie setzten den Stolz von Neufrankreich mit auf die Neureichen, die während der Greueljahre sich in allen Landen ihre Sparbüchsen gefüllt; können aber nicht begreifen, daß die rechtmäßigen Eigenthümer ihr geraubtes Gut wieder haben wollten. Giebt die Eroberung ein Recht, so verleiht die Wiedereroberung eine noch gerechtere Befugniß.

Ueber das alte Gekrätsch, „Frankreich muß des Gleichgewichts wegen groß, stark und mächtig sein“ darf ein Deutscher billig ergrimmen. Alle sogenannte Gleichgewichtskriege sind mit Frankreich geführt worden, und Deutschland hat dabei allemal Haut und Haare lassen müssen. Frankreich schlug uns durch sein Bündlern und Söldnern mit der Schweiz den Helm vom Haupt; in Metz verloren wir den Lothringschen Schild; durch die Wegnahme des Elsasses ward der Harnisch abgewaffnet; mit Straßburg setzten sie uns das Messer an die Kehle und durch Mainz führten sie den Meuchlingsstoß nach dem Herzen. „Wasgau's Höh, Deutschlands Thermopylä!“ rief Friedrich als Kronerbe von Preußen. Als König ermaß er Frankreichs Uebergewicht: „Wäre Ich König in Frankreich, so sollte ohne meinen Willen kein Schuß in der Welt fallen.“ Alle Weltkriege der neuern Zeit hat das übermächtige Frankreich verschuldet. Seine Uebermacht bei Deutschlands Unmacht ist die ewige Störerin des Gleichgewichts. Die Kriegsbehaglichkeit von Frankreich ist ein Nimmerstill. So wie ein Waghals, Abenteurer und Windmacher Lärm bläset, muß die ganze Nachbarschaft Sturmmarsch schlagen. So wie in Frankreich ein Stück abbrennt, muß die ganze

Welt mit Schüssen grüßen. Zweimal ist die ganze Welt zusammengetrommelt vom Ural und Kaukasus bis zu Herkules Säulen, um die Franzosen nothdürftig zu zwingen und zu zügeln. Und das nennen die Franzosen Gleichgewicht, wodurch sie die Welt in den Abgrund hinunterdrücken.

Europa's Sicherheit, Friedestand, Bildung, Wissenschaft, Kunst, Tugend und Wohlfahrt beruht darauf, daß Deutschland, was in der Mitte liegt, unantastbar sei. Als Mittel-Land hat es Beruf zum Mittler, kann aber der Mittlerschaft nur dann vollkommen genügen, wenn es erst wieder seine verrückte Urgrenze eingenommen, und seine abgezwackten Urmarken. Das ist die einzige Vorkehr und Sicherstellung gegen die allgemeine Kriegspest, die sonst immer der Reihe nach herum geht.

Schriftliche Verträge, und wenn man auch so viel davon hätte, um den Erdball einzuwickeln, halten gerade so viel, als die von den Spinnen gewebte Mauer, die als Mettensommer um das theure Schlaraffenland hängt.

Jetzt steht das geharnischte, gepanzerte, gehelmte, geschildete, hinter dem dreifachen Ring von Festungen gegürtete Frankreich als Trotzer und Droher gegen den baar und bloß kämpfenden deutschen Landwehrmann, der, außer dem Rheinpreußen, zu jedem Strauß gleichsam ein Barserker ausrückt.

Ohne Deutschlands gesicherten Besitz seiner Urgrenze hören die Kreuzzüge nicht auf. Ohne diese Gerechtigkeit kommt die Welt nicht wieder zur Ruhe. Gegen diese Wahrheiten ist Europa taub gewesen. Gott verhüte, daß nicht die Söhne und Enkel der Retter dafür büßen.

Einst wird Preußen, als Vorfechter Deutschlands, Recht behaupten müssen. Das wird großen Widerspruch geben. Die gerechte Sache wird siegen. Aber jeder mag sich zu dem großen unausweichlichen Kampfe rüsten und wach und wacker sein, wenn das Heerhorn Jodute bläset.

— Ich sah niemals in dem Preußischen Staat das höchste schon Gewordene menschlicher Regierungskunst; aber ich entdeckte in ihm eine Triebkraft zur Vollkommnung und einstigen Vollendung. — —

Deutsch ist der Stamm und die überwiegende Mehrzahl des Volks. Es beherrscht Ströme und reicht mit ihnen in's Meer, hat ausgedehnte, von der Natur durch Flachheit, Vorinseln und Binnengewässer wohlverwahrte Küsten und im Innern den schönsten Wasserzusammenhang. Selbst sein namengebendes Land ist eine alte deutsche Pflanzung, die dem deutschen Heldenmuth und Verschönerungsgeiste Ehre macht. So ahnte ich in und durch Preußen eine zeitgemäße Verjüngung des alten ehrwürdigen deutschen Reiches, und in dem Reiche ein Großvolk, das zur Unsterblichkeit in der Weltgeschichte, menschlich die hehre Bahn wan-

deln würde. Deutschland, wenn es einig mit sich, als deutsches Gemeinwesen, seine ungeheuren, niegebrauchten Kräfte entwickelt, kann einst der Begründer des ewigen Friedens in Europa, der Schutzengel der Menschheit sein! — Das ruht auf seiner Lage und seinem Volke, und bleibt selbst durch seine neuern Verhältnisse.

Deutsches Volksthum.

Das Streben nach Einheit ist das schönste Weihgeschenk der Menschheit, Ein Gott, Ein Vaterland, Ein Haus, Eine Liebe. Und das Einheitsverlangen ist das erste Sichselbstbewußtwerden eines beginnenden Volks. Wo es noch schlummert, kann es immer neu geweckt werden durch Natur und Wahrheit, ohne Künsteln und Gängeln. Zur Sonne schwingt sich der Adler mit erhobenem Flug, auf der Erde kriecht die Schlange in krummen Windungen, und die gerade Bahn ist der kürzeste Weg zum Ziel. Sie heißt Theilnahme der einzelnen Staatsbürger am Wohl und Weh des Ganzen, Entfernung der Absonderung, Hinleiten zum Gemeinwesen. —

1. Einleitung in die allgemeine Volksthumskunde.

Nur dem, der in dem Menschengeschlechte weiter nichts finden kann, als die am meisten verbreitete und ausgezeichnete Thierart unserer Erde, können die Völker nicht wichtiger erscheinen, als zur Hetzjagd bestimmte Rudel des Wildes. Jedem andern müssen sich die Fragen aufdringen: Was ist ein Volk? Gilt dafür schon die Menschenmenge einer großen Erdscholle? oder erst die Wohnerzahl eines Riesenstaats und Zwergstädtchens? oder bloß die Gesammtheit gleicher Stamm- und Sprachgenossen? der Forschergeist wird Aufschlüsse darüber suchen. Was macht ein Volk zum Volk? was ist das eigentliche Völkerwesen? welches sind die Lebenswirkzeuge? die Lebensgetriebe? wodurch wirkt eine Gemeinseele in den Völkern nach Innen und Außen? der Menschenfreund wird sich nach der Lösung des großen Räthsels sehnen: Wie erwächst aus einzelnen Menschen ein Volk; wie aus dem Völkergewimmel endlich die Menschheit?

Was Einzelheiten sammelt, sie zu Mengen häuft, diese zu Ganzen verknüpft, solche steigernd zu immer größern verbindet, zu Sonnenreichen und Welten eint, bis alle sämmtlich das große All bilden — diese Einigungskraft kann in der höchsten und größesten und umfassendsten Menschengesellschaft, im Volke, nicht anders genannt werden als Volksthum. Es ist das Gemeinsame des Volks, sein inwohnendes Wesen, sein Regen und Leben, seine Wie-

dererzeugungskraft, seine Fortpflanzungsfähigkeit. Dadurch waltet in allen Volksgliedern ein volksthümliches Denken und Fühlen, Lieben und Hassen, Frohsein und Trauern, Leiden und Handeln, Entbehren und Genießen, Hoffen und Sehnen, Ahnen und Glauben. Das bringt alle die einzelnen Menschen des Volks, ohne daß ihre Freiheit und Selbständigkeit untergeht, sondern gerade noch mehr gestärkt wird, in der Viel- und Allverbindung mit den Uebrigen, zu einer schönverbundenen Gemeinde.

Für dies Wandelnde und Bleibende, Langsamwachsende und Langdauernde, Zerstörtwerdende und Unvergängliche, was die ganze Völkergeschichte durchdringt, bald ebengeboren, bald unvollkommen entwickelt, auf allen Bildungsstufen bis zur Schöngestalt und zum Mustergebilde angetroffen wird, — gab es kein Wort in unserer Sprache mehr, und giebt auch keins in den mir bekannten. Zwar theilweise ward endlich bei uns in neuern Zeiten versucht, dasselbe auszusprechen; doch unglücklicher Weise nahm die Bequemlichkeitssucht ihre alte Zuflucht zur Ausländerei; borgte, um der eignen Arbeit überhoben zu sein; radebrechte das Fremde, um bei der Muttersprache in keine Verantwortlichkeit, wegen aufgezogener Mißgeburten zu kommen. „National, Nationalität, Nationaleigenthümlichkeit, Nationgemäß“ — dabei blieben selbst deutschgesinnte Schriftsteller stehen, die von jenen Erscheinungen sich angeregt fühlten.

Hier wird von Volk gleich Volksthum gebildet, von diesem kommen wir auf dem natürlichsten Wege zu volksthümlich und dann auf Volksthümlichkeit. Bei dem eingeschwärzten Trägheitsbehelf fehlt das wichtigste Stufenwort, und das folgende ist nicht, wie es sein müßte, aus der Urquelle abgeleitet, sondern erst aus einem jüngern Abfluß. Endlich sind jene Einschwärzungen bei weitem nicht so scharfbestimmt, abgegrenzt, kurz und weiterbildsam, als diese einheimischen Kunstwörter.

Namen und Sache war sonst Eins bei unsern Vorfahren. Deutsch heißt volksthümlich. Immer mehr verschwindet durch eigne Schuld unsere Volksthümlichkeit, oder die Deutschheit. So müssen wir wenigstens in einer Benennung die Rückerinnerung an das verlorne Ebenbild bewahren. Wer sich aber das Ziel setzt, geschichtliche Wahrnehmungen zur Klarheit, Dunkelgedanken ins helle Licht, das Gewirr einer Anzahl von Einzelheiten in eine Einheit, und Alles zur deutlichen Anschauung zu bringen — muß immer dabei auf Leser rechnen, die für die Hochgedanken „Volk, Deutschheit und Vaterland“ noch nicht gänzlich abgestorben sind.

Der Name Deutsch war bis zu den neuesten Unglücksfällen ein Beehrungswort. „Ein deutscher Mann,“ das war Deutsch gesprochen,“ „ein deutsches Wort,“ „ein deutscher Händedruck,“ „deutsche Treue,“ „deutscher Fleiß,“ — alle diese Ausdrücke zielen auf unser festgegründetes, wenn freilich nicht mit prangendem Außenschein hervorstechendes Volksthum. Vollkraft, Biederkeit, Gradheit, Abscheu

der Winkelzüge, Rechtlichkeit und das ernste Gutmeinen waren seit einem Paar Jahrtausenden die Kleinode unsers Volksthums, und wir werden sie auch gewiß durch alle Weltstürme bis auf die späteste Nachwelt vererben.

Aber dennoch wird es nach zweitausend Irrjahren endlich einmal hohe Zeit, daß wir, das menschenreichste Volk in Europa, uns mit einander für Zeitwelt und Nachwelt verständigen: „Was gehört zu einem folgerechten Volk? was waren wir vormals? was sind wir nun? wie kamen wir dahin? was sollten wir sein? wie können wir es werden? und, wenn wir es geworden sind, bleiben? Hatte der Römer sein ewiges Rom im Tichten und Trachten zum Vorbild: so ist unser Erbtheil, die Deutschheit, ein menschheitliches Volksthum. Das ist es, wovon unsere verklärten Barden, Kramer und Klopstock singen:

„Thuiskons Volk spricht keinem Volke Hohn;
Reich ohne Stolz, ehrt jede Nation,
Wenn auch der Neid von seinem Werthe schweiget."

Vom Westfälischen bis zum Tilsiter Frieden haben wir Deutschen nur im Geheimen und Stillen weiter gelebt, durch Sprache und Schrift, ein unsichtbares geistiges Leben. Wenn aber diese Seelenwanderung auch noch aufhört, so werden wir alsdann nur durch einige Bücher in der Völkerschaft gespenstisch umherspuken. Sind wir, das alte ehrwürdige Mittelvolk und Mittlervolk Europas einst untergegangen; so warnt die Leidensgeschichte unsers grausenvollen Zutodequinen am Scheidewege der Zukunft nachgeborne Völker.

Noch sind wir nicht verloren! Noch sind wir zu retten. Aber nur durch uns selbst. Wir brauchen zur Wiedergeburt keine fremde Geburtshelfer; nicht fremde Arznei, unsere eigenen Hausmittel genügen. Denn immer geht vom Hauswesen jede wahre und beständige und echte Volksgröße aus, im Familienglück lebt die Vaterlandsliebe, und der Hochaltar unsers Volksthums steht im Tempel der Häuslichkeit. Sie ist die beste Vorschule, Deutschheit heißt sie bei uns im Großen. Für sie kann Jeder leben, er sei reich oder arm, vornehm oder gering, einfältig oder gelehrt, Mann oder Weib, Jüngling oder Jungfrau, Kind oder Greis. Man vermag dahin zu wirken vom Thron und von der Bühne, vom Predigtstuhl und vom Lehrersitz, mit Schrift wie mit Rede. . . .

Volksthum ist der wahre Völkermesser der Größe, die richtige Völkerwage des Werths. Es setzt den Staat voraus, aber nicht umgekehrt jeder Staat das Volksthum. Staat ist das Grundgestell des Volks, die stehende äußere Befriedigung vom Volksthum.

In einem Volke kann sich der Adel der Menschheit nicht einzig aussprechen, sondern in Allen mit Allen. So wenig wie Ein Gesicht; giebt es auch nur Eine Denkungsart und Handlungsweise.

Nicht einen und ebendenselben Charakter, sondern nur einen eigenen soll jeder Mensch sich bildend erwerben, und so aus dem Eigengegebenen selbstgeschaffenen hervorgehen.

Mit den Völkern ist es, wie mit einzelnen Menschen; schwache Stunden haben diese, schwache Zeiten haben jene. Rom zerstörten Gallier, und die ewige Stadt feilschte von den Räubern Frieden. England war Provinz vom kleinen Dänemark. Moskau war Jahrhunderte hindurch wilden Horden unterthan, und die Polen schalteten mit seinem Throne nach Belieben. Durch die deutschen Alpenländer schwärmten Ungarns Reisige; der Osmannen Heere haben zweimal Wien belagert. Unter dänischen Richtbeilen verbluteten Schwedens Vaterlandsfreunde zu Stockholm, und ein Jahrhundert nachher wäre (ohne fremde Dazwischenkunft) durch das Racheschwert der Schweden Dänemark aus der Staatenreihe verschwunden. . . . Ja, die sicherstolze Stadt der neuesten Zeit — Paris — hatte gar einmal einen Engländer zum König.

Wogen wallen um Felsen, Orkane stürmen gegen Alpenhörner, die Erde erbebt und besteht. Den Charakter beugt die Noth nicht zum Brechen nieder, neukräftig ersteht er aus Leiden, wie die hinschmachtende Blume vom Himmelsthau gebadet. Was im gewöhnlichen Lebensgewühl, der edle Charakter vollendeter Menschen; das im Völkergebiete das Volksthum. Volksthum ist eines Schutzgeistes Weihungsgabe, ein unerschütterliches Bollwerk, die einzige natürliche Grenze. Die Natur hat diese Völkerscheide selbst aus natürlichen Beschaffenheiten erbaut, fortwirkend durch die Zeit wieder gebildet, durch die Sprache benannt, mit der Schrift befestigt und in den Herzen und Geistern verewigt.

Wo nichts ist als Volksthum, und aller Segen nur in ihm, da giebt es einen armseligen Sieg, wie in Tyrus, Karthago, Numantia, Jerusalem und Rhodus. Oder der Ueberwinder verliert im Frieden den Sieg, übersetzt sich ins überwundene Volk — das Schicksal aller Eroberer von China. Beim ersten hungert der Eigennutz, beim andern schmachtet die Eitelkeit. Das Feuer erlischt nicht durch hineingeworfenen Brennstoff, die Sünde stirbt nicht durch Gelegenheiten zu immer neuer Begehung. Ein fortgesetzter Kampf ist die Tugend, aus solchem ewigen Krieg entblüht nur der ewige Friede.

Auch hat der Mächtigste — nur ein Menschendasein zu leben; die bessern Weltgeister fühlen und denken, handeln und ahnen für Jahrtausende. Lückenlos reiht im Volk durchs Volksthum sich Geschlecht an Geschlecht, den scheidenden Vormann ersetzt augenblicklich der Nachfolger. Groß ist jeder Schöpfer, wichtig nur durch den Erhalter. Und diese Immerverlängerung des Lebens in der Nachwelt wird aus den zugezogenen Jüngern geboren. Noch nach Jahrtausenden spinnt die Menschheit Faden weiter, so die Großgeister — Völkergründer, Spracherfinder, Religionsstifter knüpften. — Nur ein Tamerlan,

dessen Tagewerk Vertilgung war, der drei Weltkugeln in Wappen und Fahnen führte, wollte auf der ganzen Erde nur Ein Volk, nur Eine Sprache, nur eine Religion dulden.

2. Volkserziehung.

Begriff von Volkserziehung.

Der Demant wird nur durch den Demant geschliffen, eben so nur durch Volkserziehung das Volk erzogen. Unter den Völkern sind jetzt erbliche Uebel: sie waren es nicht von Anbeginn, so können sie einst aufhören. Ein Heilungsverfahren von Grund aus ist in der Volkserziehung gegeben. Sie impft mit Schutzstoff den alten Stamm, läßt ihn sonder Gefahr die Keime aller künftigen Seuchen verlieren, zieht im Volk ein neues veredeltes Volk auf. Volkserziehung soll das Urbild eines vollkommenen Menschen, Bürgers und Volksgliedes in jedem Einzelwesen verwirklichen. Auf alle natürliche, geistige und sittliche Bedürfnisse muß sie Rücksicht nehmen, mit ihnen sich zu einem rechten, wahren und schönen Volksthumsgeist erheben, und so als ein freies selbständiges Werk in die Ewigkeit hineingebaut fortdauern. Aus ihrer Schule wird das Volk hervorgehen als Thatvolk lebend, nicht als bloßes Namenvolk daseiend; sein äußerer Staatsverband wird durch die innere Bundeskraft bestehen, es wird nicht zu einer Weltflüchtigkeit verirren, gleich Zigeunern. So ist Volkserziehung ganz etwas Anderes und Höheres, als eine volksmäßige, volksthümliche Erziehungsweise. Volksmäßig ist ein übersetzter Auszug jener Urschrift. Volksthümlich Menschen bilden, ist ein Aufrechterhalten des dereinstigen Volks, eine Vorbereitung zum Inswerksetzen künftiger Volkserziehung. Es ist das scheintodte Feuer unter dem Aschenhügel. Volkserziehung ist Anerziehung zum Volksthum, ein immer fortgesetztes Indiehändearbeiten für die Staatsordnung, heilige Bewahrerin des Volks in seiner menschlichen Ursprünglichkeit. Sie — Verfassung — und Bücherwesen bleiben Schutzwehren, wenn schon alle Heere aus dem Felde geschlagen sind, bereits alle Festen in Schutt liegen, kein Krieger mehr widersteht.

Ein Wort über Verziehung.

Erziehung ist der Menschheit Edelstein, nur den Auserwählten wird sie zu Theil, allgemein war sie noch niemals. Sie, die jedem Menschen am Nächsten liegt, von der Jedermann spricht, in die Jedermann pfuschert, ist das Allerunbekannteste. Wenige Menschen sind wirklich erzogen, noch wenigere können erziehen, aber leider erzeugen auch Krüppel an Leib, Herzen und Geist. Solche Kukkuksseelen sollten sich vor den wilden Thieren schämen.

Mit seiner Geburt ist der Menschensäugling an die Welt geknüpft; an die physische, thierisch durch seine Bedürfnisse; an die sittliche, geistig durch seine Rechte. Es ist sein Vorzug, zum Vernunftwesen erzogen zu werden. Für dies Erbgut ist die Gesellschaft, der durch Geburt er einverleibt wird, sein Vormund. Ob sie vergißt, seinen Namen in Listen einzutragen, kann ihm gleichgültig sein, wenn sie ihm nur den Weg seiner Bestimmung eröffnet. Aber wo sind die Wächter der Kindheit, die Leithände beginnender Kraft, die Wegweiser der Jugend? Wo sind die Aerzte, die vor Ansteckung bewahren und ihre Anbefohlenen mit einem sichern Vorbeugungsmittel in die Welt entlassen? Väter und Mütter, nur zu sehr entheiligte Namen, ihr sollt es sein! Ohne euch ist alle andere Mühe und Arbeit an euren Kindern verloren! Wir haben die Natur verlassen, nun verläßt sie uns wieder. Menschlichmachung durch Erregung eigner Selbstthätigkeit ist Menschenerziehung, und diesem widerstreiten die meisten Erziehungsarten im Kleinen und Großen. Fast Alles besteht im Versuchen hin und her, ohne Untersuchung: „Was ist Menschenbestimmung, und wie können sie ihm Andere erleichtern?" Dem Nothknecht Zufall darf nicht anvertraut bleiben, der Mühe des Nachdenkens zu überheben. Bloße Versuche auf Gerathewohl sind in der Erziehung gefährlicher, als in der Heilkunst. Hier geht im schlimmsten Falle nur das Dasein verloren, dort das Leben. Der ungeschickte Arzt begräbt seine Schande, es wächst Gras darauf, man vergißt sie und ihn. Den gewissenlosen Erzieher klagen die Rabensteine an, und die Zuchthäuser und Erbsünden, für welche die Weltgeschichte keine Vergebung hat. Ein Glück für die Menschheit, daß ein Mensch viel Stürme an Leib, Geist und Herz überstehen kann.

Nicht den Prahlworten der ungeheuren Menge sogenannter Erziehungsschriften muß man glauben, die immer wieder aufs neue die Zeitung verkünden, das Ganze der irdischen Menschenschöpfung „nunmehr" ergründet zu haben. Kaum hat ein neuer sich ausbietender Aufhelfer in die Weltposaune gestoßen, so schreien die Unwissenheit, Steuerungssucht, Veränderlichkeit, Müßiggangshoffnung, Schadenfreude und der Hunger sogar mit in dem angestimmten Tone, bis spätere ärgere Schreier zur Nacht ablösen. Selbst nur Affen tappen die blinden Führer und die Jünger ihnen nach, bis ihre Zöglinge die hundertarmige Verderbniß umklammert. Zweck und Mittel umgekehrt; an kein Festhalten zu denken; heute ein wissenschaftliches Gebäude wie ein Kartenhaus leicht und leer aufgerichtet, morgen über den Haufen gestoßen, weil es andern Spielereien im Wege steht; Jedem nachgelaufen, der mit marktschreierischer Eisenstirn Neues! Neues! ausruft, ohne leise nach dem Bessern zu fragen. Alle diese Erscheinungen sprechen es deutlich aus, daß die Menge von nichts fester überzeugt ist, als von der Unzweckmäßigkeit

ihrer Arbeiten. Ueber das wahre Nichts ward von jeher mit Sprechen, Schreiben und Handeln die meiste Zeit verdorben. „Alles Gute kommt von Oben herab“ aus dem innern Wesen der Menschheit. Wahre Erziehung ist ein sichergeführter Hebel des Menschengeschlechts zu bessern Stufen und schrecklichwirksam stürzt Mönchsverdrehen und jetztzeitige Abrichtung. Unser Zeitalter — das gepriesene, verspottete, verhöhnte, vergötterte, verwünschte, verewigte — bleibt unnennbar! Das ganze Bücherwesen über dasselbe und seinen Geist, zeigt nichts weiter, als des Orbispictus Abbildnerei der Seele: zahllose einzelne, verbündungslose Punkte. Diese Weltgerichtszeit ist nicht menschlich groß gewesen, nur wie die abgeschiedenen Seelen des Alterthums erst weissagend nach Blut trinken.

Kindlichkeit.

Das Leben erwacht im Dasein, früher bei dem Einen, später bei dem Andern; und Kindheit heißt das goldene Zeitalter des Menschenlebens, die Selbstgeburt des Menschen. Rückkehr in solch Paradies der Jugend, legte der weiseste Menschheitsprediger seinen Zeitgenossen dringend ans Herz. Matth. 18, 3. Und doch sehnen sich so Wenige wieder in die Lebensfrühe zurück, in die Morgendämmerung ihres Lebenstages, eben weil die Sonne der Kindlichkeit sie nicht erleuchtete, und sie aus der Lebensfrische keine Weihung in höhere Alter herübernahmen.

Was das herrliche Wort „Kindlichkeit“ ausdrückt, müssen manche vergötterte Sprachen umschreiben. Kindlich und Kindlichkeit sind von kindisch und Kindischheit unterschieden, wie weiblich und weibisch.

Wenn die Kinder nicht mehr kindlich ihren Lebensanfang beginnen, werden die Aeltern kindisch, und so folgt die Strafe der Sünde auf dem Fuße. Wo das Mädchen nicht töchterlich, der Knabe nicht söhnlich gelassen wird, kommen Vater und Mutter unter die Puppe und das Steckenpferd entkindlichter Jugend. Ist erst die schöne Kindlichkeit heraus, so wirkt die bloße thierische Kindschaft nicht viel mehr, und vergebens wird man in spätern Jahren versuchen, das Versäumte nachzuholen. Ein steuerloser Nachen, treibt die Kindheit ohne Kindlichkeit auf dem Jugendstrom; und dann suchen die Weltlinge durch Laster ihre Pflegebefohlnen zu bilden, durch Leidenschaften Tugenden einzuimpfen. Der Ehrgeiz (und noch dazu in der engherzigsten kleingeistigsten Gestalt, als Japanischer Ehrpunkt) soll als Reizmittel Wunderdinge thun; und mit ihm keimen, wurzeln, wuchern, wachsen und treiben als unzertrennliches Gefolge Eitelkeit, Stolz, Neid und Locksucht. Unsere Alten begegneten dem Aufkeim solcher Leidenschaften durch Zuchtmittel; und die Kindlichkeit verkam weniger unter Ruthe und Stock.

Jetzt erbettelt, erschmeichelt, erküßt und erschenkt man sich Folgsamkeit und Gehorsam, und kauft die häusliche Ruhe den lieben Rangen ab, wie die schwachen Handelsvölker den Seeräubern freie Fahrt. Dafür hatten auch sonst Aeltern die frohe Aussicht, in ihren heranwachsenden Kindern ein neuverjüngtes Nachleben zu führen. Jetzt können sie darin nur mit Schrecken die Heimsuchung ihrer Sünden und ein irdisches Wiedervergeltungsgericht ahnen. Verkehrt sind die Maßregeln! — Wie kann die Kindlichkeit bestehen?

a. Man zieht die Kinder zu allen Gesellschaften, wodurch sie frühzeitig altkluge Taugenichtse werden, und Sünden von Hörensagen lehrbegriffsmäßig kennen lernen, die das zarte Alter noch unfähig ist, auszuführen. Erschrecklich! daß es so weit gekommen, daß der gesellschaftliche Umgang der Erwachsenen verderblich für die Jugend wirkt.

b. Man lässet die Kinder an der ganzen Lebensweise der verkehrten Welt Theil nehmen, wo der Tag zur Nacht, die Nacht zum Tagewerk, und Nichtsthuerei zum Zeitvertreib wird.

c. Die Kinder machen alle Vergnügungen mit, amusiren und ennuyren sich — Begriffe und Dinge, so es in jener Kinderwelt noch nicht gab, aus der mannliche Männer und weibliche Frauen hervorwuchsen. Jetzt wird durch hineinstrudeln in die Vergnügungsjagd und in den Genußrausch der Jugend Alles gleich überdrüssig — Arbeit, Lehre, Unterweisung, Leben, Genuß, ja die Welt selbst. Denn unter sich haben unentkindlichte Kinder nie lange Weile. Diese lernen sie schulmäßig in unsern großen Frohegesellschaften, und das höchste der Weltbildung ist dann, sie mit Anstand zu ertragen, und ohne es sich merken zu lassen.

d. Die Kinder werden in alle Sinnengenüsse und Sinnschwelgereien eingeweiht, als sollten sie das hohe Priesteramt bei den Orgien verwalten: Sie werden zu Feinnasen und Feinzünglern abgerichtet, als hätten sie alle mehr denn Ein Kaiserthum zu verzehren.

e. Wetterwendisch werden sie früh in der Kindheit durch einen Speicher von Spielsachen, durch eine Rüstkammer von Spielzeug, denn der Mensch kann auf keinerlei Weise das Pfropfen, Stopfen und Nudeln verdauen.

f. Treibhäuserei macht die Kinder groß vor den Jahren, verlebt vor der Reife und alt vor der Zeit. Was hilfts, daß die Schnürbrüste verbannt sind, und doch der Geist mit der Schraube gehoben, den Gefühlen in den Jahren des Wachsthums ein Putzkleid angemessen und der Lebenskraft ein chinesischer Kleinmeisterschuh angepreßt wird?

Kann die Kindlichkeit nicht wieder in der Jugendwelt herrschen, so ist es weit wohlthätiger, das ganze Erziehungsgeschäft aufzugeben. Besser bleibt immer gar keine Erziehung, als eine schlechte!

„— Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“ Schiller.

Unsere Bedürfnisse.

Preußen umfaßt den Nordosten von Deutschland, keinen natürlichen Lustgarten der Erde, erst durch Menschenhände von feindlichen Elementen erobert und durch ewigregen Fleiß nur gegen sie zu behaupten. Merken wir nun auf alle Umgebungen; betrachten wir die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens, was wir ihm jetzt schon abgewinnen, und künftig durch steigende Bildung nebst Hinwegschaffung hemmender Ursachen noch abzwingen können; entgeht uns nicht die daraus folgende Nothwendigkeit der Mehrzahl unsers Volks zu harten Leibesarbeiten, zu schwerern, als die Nachbarsvölker zu übernehmen haben; beobachten wir den veränderlichen Witterungswechsel von der Regenzeit zum austrocknenden Ostwind, von der Hitze, die Mohren sengt, bis zum Frost, der Polarmenschen einschrumpft; die größere Menge der gröbern physischen Nothwendigkeiten, deren Einfluß auf Leib, Geist und Herz; endlich das Umdrängtsein und Eingeklemmtwerden von mächtigern Völkern, gegen die Mutter Natur weniger stiefmütterlich haushielt; fassen wir dies Alles zusammen, so wird sich ergeben, daß die Preußen besonders und die Deutschen überhaupt nur durch Wechselwirkung von Volks-, Verfassung-, Erziehung- und Bücherwesen als ein edles selbständiges Volk gedeihen können. „Wer möchte hier wohnen, wenn hier nicht Freiheit wäre“ lehrt Schiller's Tell seinen Knaben. Und so urkunden Arragoniens Stände in dem Eingange zu einem Gesetze: „Wären wir nicht freier, als andere Völker, so könnte die Unfruchtbarkeit des Landes uns wohl antreiben, dasselbe zu verlassen.“

Gegenstände.

Hochwichtig sind die Fragen: Unter welchen Bedingungen eine deutsche Volkserziehung uns immerdauernde Verjüngung, Neuauflebung und Vollkommnung zusichern kann? Eine Lösung ist im Folgenden versucht. Wenn sie nicht hinlänglich befriedigt, so bedenke der Leser, daß dies der allererste Versuch dieser Art ist. Als Bill wird die Auseinandersetzung beim deutschen Volke eingebracht. Das mag sie verwerfen, oder eines gutmeinenden Einzelwesens gefühltes Recht zum Gesetz erheben. Schrift ist die Münze der Geister!

a. Menschenbildung.

Unerläßlich bleibt die Erziehung zum wahren Menschen, zu einem vernünftig denkenden, menschlich fühlenden und selbsthandelnden Wesen. Nur die einträchtige Ausbildung des gesammten Menschen bewahrt vor aller und jeder leiblichen und geistigen Verkrüppelung und Verzerrung. Wehe der Erziehung, die sich zu Abrichtungshandgriffen erniedrigt, und mit Pfuschergewalt in die Natur

greift, statt vermittelnd herbeizutreten. Es ist keine Menschenbildung, wenn das Einzelwesen auf Kosten geistiger Bedürfnisse staatsbürgerliche Fortschritte macht; der Geist zum Schaden und Nachtheil der Kraft und Gesundheit hoch fliegt, und endlich der Körper nur auf Unkosten des Geschmacks und der Menschlichkeit auf gut thierisch besteht.

b. Erstlernen der Muttersprache.

Erziehen ist nicht ohne Lehren, Erzogenwerden nicht ohne Lernen; erziehungsbedürftig ist der Mensch, erziehungsfähig wird er erst durch die Sprache. Nur durch die Sprache denkt er. Ohne Sprache giebt es kein Festhalten der Begriffe, kein Bestimmen derselben zum Urtheil, kein Aneinanderreihen von diesen zu Schlüssen. Nur eine Mutter hat jeder Mensch. Eine Muttersprache ist für ihn genug. Wehe dem Säugling, der einer Amme bedarf, wehe dem Kinde und jedem Unsprachfertigen, die zur Muttersprache noch gleich eine Ammensprache mitlernen müssen. Die Mutterliebe ist der beste Dolmetscher der Sprechensanfänge, Lallen und Stammeln bildet sie helfend zur Sprache. So wird mit dem Lebensmorgen die Muttersprache das offene Thor zu Herz, Gedächtniß und Verstand; fremde frühzeitige Plapperei öffnet eine Afterpforte mit Diebesschlüssel. Zwei Mütter gebären nicht einen Leib, zwei oder mehrere Sprachen zugleich entfalten kein Sprachvermögen. Sollen in früher Jugend zwei oder mehrere Sprachen zugleich ihre Wirksamkeit äußern, so müssen sie sich mit den Vorstellungen kreuzen, den Gedankenzusammenhang stören, den ganzen Menschen verwirren. Wie im hohen Alter, in der zweiten Kindheit, es irrt, viele Sprachen gekonnt zu haben, (Schulz, der Missionarius in Halle) so unausbleiblich im zarten Lebensanfang. In der Muttersprache wiederhallen alle Hochgefühle, des Herzens ausgeschollene Klänge, vom ersten Wiegenlaut bis zur Liebe wundersüßem Wonnekosen.

In einer Sprache wird man nur groß. Homer und das ganze mustergültige Alterthum, Ariosto, Tasso, Cervantes und Shakespeare verplapperten gewißlich nicht ihre Muttersprache in fremden Wörtern. Sprechen ohne Sprache; Sprachen können und doch keine einzige in seiner Gewalt haben; wissen, wie Brot in allen Sprachen heißt, es aber in keiner verdienen; Rabennachsprechen, Staarmätzigkeit und Papageienkunst — entstellen kein Volk so sehr, als das deutsche, und unglücklicher Weise finden wir diese Mißgeburten schön, wie manche Gebirgsleute ihre Kröpfe. In einer fremden Sprache wird man vor Anstößigkeit schon weniger roth, und in manchen Sprachen klingen die Lügen sogar schön. Wenn der Türkische Sultan etwas Türkisch verspricht, dann ist Verlaß auf sein Wort, zum Betrug und zur Worttäuscherei entweiht er die Muttersprache nicht. Dazu wählt er fremde, am liebsten Französisch. Klar wie des Deutschen Himmel, fest wie sein Land, ursprünglich

wie seine Alpen und stark wie seine Ströme, bleibt seine Sprache. Sie lerne der Schriftsteller und Redner stimmen, wie der Tonkünstler das Werkzeug, auf dem er Wohllaut hervorzaubert.

Es ist nicht willkürlich, welche Sprache das Kind zuerst lernt. Himmelsstrich, Luft, Erde haben Einwirkungen auf die Sprachwerkzeuge. Bedeutender müssen alle diese Einflüsse bei einem unvermischten, naturgemäß lebenden, von undenklicher Zeit her eingewohnten Urvolk, mit einer seit Jahrtausenden gesprochenen Ursprache werden, wo frühe eigene Selbstbildung auffaßte, was die Natur anfing und es auch dem Sprachgebrauch gesetzmäßig machte. Es ist mit der Sprache, wie mit der Baukunst. Aus der Felskluft des Höhlenwohners ward die Pyramide, aus dem Wanderzelte Salomos Tempel, aus der Griechen Hütte die Säulenordnung, aus der deutschen Hainlaube Dom und Münster.

Die Muttersprache muß gelehrt werden, nicht für das bloße Wissen, sondern für Anwendung im Leben auf fünffache Weise, als: Rechtsprechen, Rechtlesen, Rechtreden, Rechtschreiben und Gesang. Rechtsprechen und Rechtlesen, wo jeder Sprachlaut vernehmlich nach seiner Gebühr; keine Lautverwechselung von b und p, d und t (Sachsen), ch mit k (Leipzig), g mit j (Brandenburg), g und j mit ch (Göttingen), e statt a (Hannover), oa statt a (Mecklenburg); kein Zusammenziehen der Doppellaute; kein Schnarren, kein Zischen der Lispellaute st, sp und s. Daß man solche und noch eingewurzeltere Unarten sich abgewöhnen kann, ist Demosthenes ein Beispiel. Nur die ersten Sprachmeister der Kinder, Mütter und deren Stellvertreterinnen dürfen es nicht auf die leichte Achsel nehmen.

Rechtreden im Erzählen, Unterreden, Vortragen, Streitreden, Hersagen des auswendig Gelernten, Bestellungen ausrichten, Bescheidgeben, Fragen. „Sprich, daß ich dich sehe“ verlangt Sokrates. Alle Staatsdiener und Beamte sollten billig fertige Rechtredner sein, mit Anstand und Geschmack. „Ein gutes Wort findet eine gute Statt.“ Das redefertigste Volk Europas sind die Engländer, und dadurch geschützt gegen ausländische Beschwatzung.

Rechtschreiben. Unbegreiflich, wie man das Buchstäbliche noch so gut lernt. „Das gedehnte a wird durch aa, durch ah und gar nicht bezeichnet u. s. w.“ Was ist das? Gerade wie die Schöppenstädterei am Wegweiser dicht vor dem Thor: „Hier geht der rechte Weg nach der Stadt.“ Nein, es sollte vereinfacht werden dieses Regelunwesen. Die Rechtschreibung der Buchstäblichkeit muß immer mit Wortforschung verbunden werden. Beim eigentlichen höhern Rechtschreiben hilft eigener Sprachgeist schon eher fort, aber wer den nicht hat, da sieht es schon schlimm aus. Bürger klagt noch, daß „aus der ganzen Literärgeschichte kein aufgeklärtes schreibendes Volk bekannt sei, welches im Ganzen so schlecht mit seiner Sprache umgegangen, welches so nachlässig, so unbekümmert um Richtigkeit, Reinheit und Schönheit, ja, welches so — liederlich ge-

schrieben habe, als bisher unser deutsches Volk," (in seiner Anweisung zur deutschen Sprache und Schreibart.) Was ist es anders, als die Wiederholung eines alten Vorwurfs, den uns schon Ottfried machte? „Diese Sprache wird für bäurisch gehalten, und selbst die, welche sie reden, haben sie zu seiner Zeit, weder durch Schrift, noch durch Kunst, vollkommner zu machen gesucht, indem sie weder die Geschichte ihrer Voraltern, wie es viele andere Nationen thun, schriftlich verzeichnen, noch ihre Thaten und ihr Leben erheben. Wenn sie dies auch thun, welches doch selten geschieht, so brauchen sie vielmehr die Sprachen anderer Völker, das ist der Lateiner oder Griechen. Sie hüten sich, in diesen schlecht zu schreiben und scheuen es in der ihrigen nicht; sie getrauen sich nicht, in den erstern durch einen Buchstaben gegen die Kunst zu verfehlen, und in ihrer eignen geschieht es bei jedem Worte. Eine wunderliche Sache, daß so große Männer alles dieses fremden Sprachen zu Ehren thun und die eigne nicht schreiben können." Es sollte jeder Staatsbürger seine Meinung verständlich vortragen lernen in mündlicher Rede und Schrift. Unverantwortlich sündigen gegen diese nothwendige Entwickelung die meisten Schulen, am ärgsten solche, die in ihren „oratorischen Klassen" Ausarbeitungen über Aufgaben verlangen, die sich besser zu Preisschriften schicken. Die Sprachlehren tragen auch einen Theil der Schuld, aber hier ist nicht Zeit und Ort: „Deutsch über die deutschen Sprachlehren" zu reden, und wider Wortzwang, Sprachstapel und Hochdeutscherei. Wer die Muttersprache gründlich gelernt hat, findet sich leichter in allen andern Sprachen zurecht; zu den Büchern der Welt steht der Zugang ihm frei und offen.

Gesang einer lebendigen Sprache übertönt das bloße Lautwerden einer nur lebenden. Dichtungskraft und schöne Singbarkeit schmücken die unsere mit ursprünglicher Schönheit. Der zubescheidene Deutsche glaubt sich nur selbst sein Gutes nicht, traut kaum sogar der That. Die Aussage eines Fremden, den ein deutscher Mann abgehört hat, wird hoffentlich Selbstvertrauen und Selbstzuversicht stärken.

„Ja schon vor einigen Jahren wunderte sich ein Welscher Tonkünstler über das Vorurtheil der Deutschen gegen die Geschicktheit ihrer Sprache zum hohen lyrischen Gesang und zur musikalischen Deklamation. Dieser Welsche Mann hatte in seinen dramatischen Compositionen Genie, Geschmack und Einsicht in die Geheimnisse der Tonkunst gezeigt. Er behauptete, der Vorzug der Welschen Sprache vor der unsrigen in Absicht auf die Singbarkeit sei lange nicht so groß, als man sich einzubilden pflege. Denn damit eine Sprache musikalisch sei, käme es weniger darauf an, daß sie sich wegen häufiger A, E und O leicht aussprechen und singen lasse, als darauf, daß sie alle Arten von Bildern, Bewegungen, Empfindungen und Leidenschaften durch Worte (die dem Ohre etwas mit

dem Gegenstand Uebereinstimmendes eindrücken) zu bezeichnen geschickt sei. Und dies als einen unläugbaren Grund vorausgesetzt, würde es bei näherer Vergleichung schwer fallen, zu entscheiden, welche von beiden Sprachen zur dramatischen Musik die tauglichste wäre. Die unsrige besitzt eine Menge nachahmender Töne, eine Menge von sanften, und einen noch größern Reichthum an schallenden, prächtigen, den majestätischen und furchtbaren Auftritten in der Natur, und den stärkern Bewegungen der Seele angemessenen Worten und Ausdrücken; so daß ein verständiger Componist das, was sie vielleicht an Weichheit und Süßheit gegen die Welsche verliere, an der Stärke und dem Nachdrücklichen, so sie vor derselben voraus habe, reichlich wieder gewinnen könne. Ueberdies setze sie durch die größere Mannigfaltigkeit ihrer Töne und lyrischen Versarten, und durch ihre beinahe gleich große Freiheit in Stellung und Verschränkung der Wörter, sowohl den Dichter als Componisten in den Stand, der Deklamation diesen schönen, immer der Sache angemessenen Numerus zu geben, von dessen wunderbaren Kräften die Alten so richtig dachten. — Kurz, unverblendet von Parteilichkeit für seine Muttersprache, behauptete dieser einsichtsvolle Mann, es werde nur darauf ankommen, daß ein deutscher Dichter sich mit einem Componisten vereinige, der den Dichter völlig empfinde und verstehe, und in seinem Fach das sei, was jener in dem seinigen: So würden sie der deutschen Sprache und Musik einen Triumpf verschaffen können, von dessen bloßer Möglichkeit sich vielleicht die wenigsten deutschen Dichter etwas träumen ließen."

Und dieses Vorzugs vor andern Völkern wollten wir uns nicht zu einer Ueberlegenheit bedienen? Unsere alten Barden haben Wunder mit einer ungebildeten Sprache gethan, anderthalb Jahrtausend darauf Luther mit einer verwahrloseten.

Wir sind nicht das einzige Volk, das Lieder durch Gesang begeistert haben. Tyrtäus, der Rolands Gesang noch unter Wilhelm dem Eroberer, Ossians Lieder zeugen für die Macht des Gesanges. „Kampf ohne Gesang hat keinen Drang" war Heinrichs des Löwen Wahlspruch. Wenn Klopstock auch Rouget de Lisle (den Verfasser der Marseiller Hymne) zu wichtig machte, als er ihm sagte: „Sie sind ein gefährlicher Mann, mehr als fünfzig tausend brave Deutsche haben sie erschlagen:" So könnte vielleicht doch noch einst ein deutscher Dichter den vaterländischen Heerbann begeistern und Siege ersingen!

Unglückliches Deutschland! die Verachtung deiner Muttersprache hat sich fürchterlich gerächt. Du warst schon längst dir unwissend durch eine fremde Sprache besiegt, durch Fremdsucht ohnmächtig, durch Götzendienst des Auslandes entwürdigt. Nie hätte dein Ueberwinder so vielfach in einem andern Lande gesiegt, wo die Vergötterung seiner Sprache nicht mitgefochten. — — — Deutsche, fühlt wieder mit männlichem Hochsinn den Werth eurer edlen lebendigen

Sprache, schöpft aus ihrem nie versiegenden Urborn, grabet die alten Quellen auf, und lasset Lutetiens stehende Lache in Ruhe!

c. Lesen der mustergültigen volksthümlichen Schriften.

Bücher giebt es über Alles, von der Götterhoheit bis zum Teufelsabschaum. Darum muß die Kunst zu lesen frühzeitig in der Schule geübt und lange bis zur Befestigung des Gemüths fortgesetzt werden; sonst verirren die Mitmenschen (und das sind die meisten) im Bücherdickicht. Ueberladung gewährt nimmer Genuß, jede Gesundheit kann man dadurch einbüßen, leibliche, geistige, sittliche. Ohne Plan und Wahl durcheinander lesen, ist eine Straußenüberfüllung; und das Gelesene unverdauet gleich brühwarm wieder anbringen, die alte Sache vom Vielfraß, der vorne hineinschlingt und hinten hinauszwängt. Aus langer Weile und zum sogenannten Zeitvertreib lesen, bleibt eine höchst armselige geschäftige Nichtsthuerei von Müßiggängern, die nie das wahre Leben erkannten. Aber auch die bessere Seele, die sich im Lesen erholen will, naht Gefahren, wenn sie so weg lieset, was der Zufall in die Hände spielt, Unverstand auspreiset, Gernemitsprechen anlobt, und des Bücherleihers Garküche anrichtet. Romane — Geschichtsdichtereien sind die tagtägliche Hausmannskost für der Lesegierigen Heißhunger, und nur wenige Ausnahmen, dieser losen Waare können Speise werden. Diese sogenannten Unterhaltungsbücher werden zusammengeschmiert von elenden Hungerleidern, die mit dem Bettelverdienst ihr Jammerdasein aufhalten. Roh ist die Sprache, plump die Darstellung, grob das Gefühl, durchfallend der Witz, flügellahm die Einbildungskraft, niedrig die Handlung. — Wundergeschichten! das größte Wunder, wie ein Mensch ohne Verstand Dinge erfinden will, die unter und über und wider allen Verstand sind. Geistergeschichten! Wo Geister spuken, weht kein Geist. Rittergeschichten! Ein Bogen ist leichter gefüllt mit leeren Worten, als ein Kampfplan mit vollgültigen Thaten; die Feder leichter getummelt, als das Streitroß. Räubergeschichten! Sonst nehmen die Räuber nur Güter und Leben, hier rauben sie Herz und Verstand. Es gehören aber Räuberhauptmänner auf die Rabensteine, nicht auf Putztische, auf das Blutgerüst, nicht auf den Weiberschoos. Schmutzschriften! Wer was auf sich hält, geht Mistpfützen, Stinklachen und Schindangern gern aus dem Wege. Wer sie aber in Büchern aufsucht, ist eine lesende Aasfliege. Giftbücher! Eine Schande der Schriftsteller, ein Fluch der Buchdrucker, ein Verbrechen der Staatsaufsicht.

Die Edeln aller Zeiten streben immer nach Besserwerden und Bessermachen der Gottähnlichkeiten des Menschen, und ihr heiliges Mühen blieb nicht umsonst und vergebens. Sie kannten die Menschen, wie sie waren, das heißt, wie sie durch eigne Leidenschaften und Lasten versunken, durch fremde Neuverführung unheilbarer,

durch wechselseitige Mißhandlung entmenschlicht. Diese Kunde war hinreichend, mit jenen Unglücklichen fertig zu werden, unter ihnen sicher zu schlafen, zu essen, zu trinken, genießen und dann bei Gelegenheit so zu sterben. Der große Haufen ist damit vollkommen zufrieden, und aus seinen Büchern lernt er es nicht anders. Aber so wenig der für einen Arzt gelten kann, der wohl weiß, daß der Kranke leidet, allenfalls auch noch versteht, was ihm fehlt, sich auf's höchste vor Ansteckung in Acht nimmt, übrigens bei Leibe nicht sich mit Heilungsversuchen abgiebt: So bleibt auch der ein armseliger Halbmenschenkenner, der nur von Schwächen, Fehlern, Mängeln, Irrthümern, Vorurtheilen, Leidenschaften, Gebrechen und Lastern Bescheid weiß. Zu einem guten Unterhaltungsbuch gehört mehr, als diese einseitige Abschilderung der schlimmsten Seite. Biedere und Brave bezwecken Menschen- und menschlicher Anstalten Vollkommnung und es giebt Raum für die Tugend in jedem Wirkungskreise. Man muß sie öffentlich von Jedermann fordern, nur im Stillen nicht von Jedermann erwarten. Allmutter Natur verwünscht kein Kind mit dem Bann, jedes kann edel wollen; sie ächtet keinen wahren Sohn, jeder kann brav sein. Und so beschränkt ist keine Zeit, und so eingeengt kein Raum, daß nicht ein Thatenkorn zum bleibenden Segen der Nachwelt entkeimen könnte. In jeder Lage kann jeder Mensch der Natur nacheifern, deren ewiges Füllhorn unerschöpft Gaben ausspendet. Nur muß er auf die Stimme des Gewissens hören, durch Sinnenrausch den Mahnruf nicht übertäuben, in seinem Herzen muß es ewig wiederhallen: „Strebe das zu werden, was du in deiner Lage für die Menschheit sein und werden kannst."

Reich sind wir an trefflichen Büchern, an solchen, die jeder Deutsche lesen, wiederlesen, immerlesen, auswendig behalten sollte. „Denn viel Bücher machen nicht gelehrt, viel Lesen thut es auch nicht; sondern gut Ding und oft lesen, das macht gelehrt und fromm dazu" ist Luthers Leseregel, die mit goldenen Buchstaben auf dem Aushängeschilde jeder Bücherleihe prangen müßte. — Es läßt sich eine Auswahl treffen, die das Vorzüglichste enthält, was der nach Mensch- und Deutsch-Werdung Strebende zur Aufklärung, Herzensveredelung, Mutherhöhung, Hoffnungsbelebung, zur Stärkung und Erhaltung im Guten, Befestigung edeler Vorsätze, zur Schutzbegeisterung bedarf. Es könnte eine „Deutsche Bücherhalle" ein „Deutscher Bardenhain" sich erheben, wie Erwins Bau, wo das Volk hinwandle zu Lehr und Lust. Was soll bis dahin gelesen werden? die Antwort wäre ein Geistergericht, dazu bin ich nicht befugt. Aber was ich als Deutscher zu fühlen Recht habe, will ich als Bill aussprechen. Die Dichtkunst ist des Menschen treugebliebene Freundin, so alt als die Sprache und die Urgestalt von jeder ursprünglichen lebendigen. Sie vermag uns aus der gemeinen Umgebung in eine schönere Welt zu entrücken,

erregt den heißen Wunsch, das Gute zur Herrschaft zu bringen, das Schöne überall hinzuverpflanzen, das Wahre lebendig darzustellen. Stärkung im Lebenskampf, Labung im Leiden, Mitfreude im Mitfühlen der Andern sind ihre schönsten Geschenke. Wir Deutschen würden glücklicher und deutscher sein, wenn wir uns nur den Fehler aller Nachbarvölker angewöhnen könnten: „Selbststolz." Recht haben wir dazu, mehr, als alle die andern — die doch so weit damit gekommen. Vorzüglich lassen die Dichter unsere Sprache und unser Volk über die Neuvölker hervorragen. Kein Volk hat so viele Dichtersammlungen, fast jeder Sänger hat seine Geistesblüthen besonders gesammelt.

Wir haben unser Bücherwesen verkannt. Wenn wir ein Mal auf andere Art läsen? In der Kinderstube statt Feenmärchen Gellert, Hagedorn, Lichtwer, Lessing, Pfeffel, wenn sie in Fabeln lehren. In der Unterschule Schlözer's Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder, und Campe eher als Nepos. Weiterhin Göthe vor Ovid und Horaz; Voß früher als Virgil und Theokrit; Engel vor Xenophon; Müller's Schweizergeschichte eher als Cäsar und andere; Zollikofer und a. vor Cicero; Gleim vor Tyrtäus und Anakreon; Schiller vor Sophokles; Iffland vor Terenz; Lichtenberg vor Lucian; Klopstock vor und als Pindar.

Das Zusammenlesen hat noch andere Vorzüge, als bloßes Kennenlernen. Viele unsichtbare und doch unzerreißbare Berührungsfäden werden dadurch angesponnen. Nun blüht das Schöne nicht mehr einsam in Oeden, das Herzerhebende entzückt nicht mehr einsiedlerisch, das Edle begeistert nicht bloß verstohlen. Schon beim Anhören werden Geister und Herzen sich verstehen lernen, werden überwallen vor Freude des Auffindens, werden gepflegt werden zur letzten Entfaltung. Frühe wird Austausch der Gefühle, Mittheilen der Empfindungen, Umgang der Gedanken beginnen. Kein Mensch wird je von seinem Volke allein gelassen bleiben. In die Einsamkeit begleiten ihn dessen Geister, folgen ihm nach in die Ferne als Vertraute, raunen ihm aus dem Gewühle Trost und Rath zu, erscheinen als Lichtgestirne in Gefahren, wohnen stellvertretend im Herzen und Gedächtniß; daß er immer mit sich und seinem Volke einträchtig, sein Lebensziel durchmesse.

d. Staatskunde.

„Staatskunde ist verschieden von Staatslehre, Staatsrecht, Staatsgeschichte;" aber sie muß ihnen vorhergehen, weil sich die andern darauf gründen. Solche Staatskunde muß mehr sein, als eine Zahlenstatistik, wo der Mensch den Rechenknecht macht; als eine oberflächliche Erdbeschreibung, die wie ein Steckbrief lautet; als eine Eilbotenreise auf der Schnellpost. Eine Staatslehre muß darauf folgen; d. h. Inbegriff vom Zweck und Wesen der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Nothwendigkeit. Wer in einem Staate

mit Menschen leben, sich nicht als Waldbruder und Inselsiedler absondern will, muß dies wissen. Ein Staatsrecht muß diesen Unterricht beschließen, eine Deutlichmachung der gesammten vaterländischen Gesetzgebung und des Geistes, der sie erhalten und vollkommnen soll.

Unwissenheit und Dünkel erzeugen widerspenstige Kannegießer und vorschreiende Maulhelden. Der Unterrichtete weiß, was der Andere nicht eher glaubt, bis er es fühlt; daß dem Staatsbürger die kleinen Opfer große Opferungen ersparen; daß die Gesetze den bösen Willen zügeln, die Einrichtungen wohlthätige Leitungen ungeordneter Kraft werden, Beschränkung wilder Ausbrüche, Hemmen zerstörender Selbstsucht, und Sicherung jeder wahren Freiheit.

Der Staat muß Einrichtungen machen, daß seine Staatsbürger sich und ihn kennen lernen können, und gesetzlich bestimmen, daß sie es sollen. Etwa so:

1. Kein Kind darf die Schule verlassen, ohne das Nothwendigste, das Unentbehrlichste von seinem Vaterlande zu wissen — eine Art Staatskatechismus.

2. Es darf bei harter Ahndung kein junger Mensch in Dienst und Lehre genommen werden, der nicht seinen Schulentlassungsschein vorweiset.

3. Keiner kann für großjährig gelten, Meisterrecht gewinnen, Gewerbe treiben, Haus und Hof annehmen, ein Amt und Posten bekleiden, ohne Staatsbürger zu werden.

4. Und das Staatsbürgerrecht wird nur ertheilt nach vorhergegangner Prüfung über die Kenntniß der Rechte und Pflichten des Bürgers.

Ohne solche oder ähnliche Anstalten verlangt der Staat Unmöglichkeiten. Der Koran hat gut reden: „Selig sind die glauben! die aber nicht glauben, denen soll man auch nicht predigen, denn sie werden doch nicht glauben.“ Wer geliebt sein will, muß sich liebenswürdig zeigen; wer erwartet, daß Andere für ihn wirken sollen, muß doch ihre Theilnahme an ihm rege machen; wer auf Ehre und Achtung Ansprüche hegt, darf doch nicht öffentlich sich entgegengesetzte Handlungen zu Schulden kommen lassen. Für den Staat giebt es hier keine Befreiungen, keine Bevorrechtungen, die allgemeinen Gesetze der menschlichen Ordnungen sind älter, als er, ja er selbst ist nur durch ihr Anerkennen.

e. Vaterländische Geschichte.

Eine lebendige Geschichte des Vaterlandes, die ins Leben wieder hineinführt. Jede Geschichte eines Volkes muß in seinem Geiste und seiner Sprache gelehrt werden; es muß darin auftreten, wie es leibte und lebte. — Volksthümlich sein, Volksthum geschichtlich auffassen und in der Muttersprache verkünden, ist die heilige Drei der Geschichtsschreibung. Der Arzt gehört der Mensch-

heit an, der Gottesgelehrte einem überirdischen Reich, Philosophen, Mathematiker, Naturkundige, Philologen, Erdbeschreiber und Historiker sind alle Weltbürger. So leicht wird es dem Geschichtschreiber nicht. Der, wenn er nicht Kindermärchen schwatzen, Philisterkannegießereien aufstutzen, Altweiberwäsche putzen will, ist nichts ohne Vaterland, Volksthum und Muttersprache. Darum haben die Neuvölker Europas so wenig große Geschichtschreiber; und das volksthümlichste von ihnen, die Engländer, die meisten und Meister.

Deutschland hat kaum erst den Gedanken wahrer Geschichtsschreibung aufgefaßt, dieses Hauptstücks eines volksthümlichen Bücherwesens, eines Epos in ungebundener Rede. Für Geschichtsforschung hat es viel geleistet, fast Alles fürs Ausland, besonders fürs Alterthum — sich hat es darüber vergessen.

Mit unserer Muttersprache sind wir lange schlecht umgegangen, schlechter noch mit unserer Geschichte.

„Nichts ist mehr zu wünschen, als daß Deutschland gute Geschichtschreiber haben möge; sie allein können machen, daß sich die Ausländer mehr um uns bekümmern" lautet Lichtenbergs Wunsch und Lehre. Vaterländische Geschichte ist Thatenerhalterin des Volks, und Thatenentzünderin durch lebendiges Beispiel. Es wird Zeit, Verfügungen zu machen, daß nicht mit dem deutschen Reich, die deutsche Geschichte aussterbe, und die Thatkraft des Volkes hinterher.

1. Jede deutsche gelehrte Schule habe einen eignen Lehrer der deutschen Geschichte und Alterthumswissenschaft.

2. Man mache die Hauptquellen zugänglicher durch kleine Handausgaben.

3. Es werde durch Preisaufgaben eine „Kunde der deutschen Geschichtschreiber" veranlaßt.

Wer sein Volk liebt, lege sich auf dessen Geschichte, wer sie schon weiß, lerne sie schreiben, wer schreiben kann, lerne Geschichte. Geschichtschreibung baut Thatenhallen und Pilgerbrücken über die Vergessenheit.

f. Handarbeiten.

Allgemeine Erlernung von Handarbeiten beim ganzen Volke in der Jugend, vom Fürstensohn bis zum Tagelöhnerkinde hinunter. Warum soll der Knabe seine faulen Glieder dehnen, während seine kleinere Schwester nützlich beschäftigt ist? Wenn der Arbeiter vom Felde und aus dem Walde heimkehre, und der Winter die Tage kürzt, warum muß er dann auf der Ofenbank schnarchen, wenn die emsige Hausfrau das Spinnrad in Bewegung setzt? Im Wechsel der Arbeit liegt auch Erholung. Arbeit macht nicht weibisch, aber der Müßiggang. Arbeit schändet nicht, nur das unthätige Dämmern, die verderbliche Seuche des Zeitalters. Es bleibt auch der kein Mann, so die Arbeit verlernt, und wer sie nicht kennt, wird nie ein Held.

Den niedern Ständen können durch mit Gemeindeschulen verbundene Industrieklassen mechanisches und technisches Geschick, Ordnungssinn, Beschäftigungstrieb, Arbeitsliebe und Unthätigkeitsscheu eingeflößt werden. Geschrieben ist genug, nun ist's am Thun. Plane und Muster harren der Ausführung und des festen Willens der Staaten. Durch Schönreden wird allein nichts besser, bloßes Reden ist ein Lärmen um Nichts. Auf Bessermachen muß der Erfindungsgeist geleitet werden, aus dem Besserwerden folgt von selbst das Bessersein.

Aber auch für die mittlern und höhern Stände muß in der Jugend mehr geschehen. Sie müssen den wahren Werth der innern Menschenkraft schätzen lernen, eigene erworbene Kraft über Zufälligkeiten setzen, und in diesen nicht, in wirklichen Vorzügen Ueberlegenheit suchen. Sie müssen in der Zeit, die doch nur sonst auf unnütze Dinge verschwendet wird, noch ein Handwerk zuerlernen. Arbeiten können giebt Selbstvertrauen, verleihet das wohlthuende Gefühl der Unabhängigkeit, beschützt die Liebe zum Recht. Aussicht, auf mancherlei Art den Unterhalt erwerben können, erhebt über Unglück und Knechtschaft, die das größte von allen Uebeln ist. Die Götter bedürfen nichts, weil sie Alles haben; und der Mensch hat viel, der wenig bedarf, ist freier und selbständiger, je weniger Andern er braucht. Wer mit Geist und Leib arbeiten kann, „ist seines eignen Glückes Schmied," größer, als widriges Geschick, Prometheus bei des Donnergottes Ungnade!

g. Wahl eines bestimmten Geschäfts.

Der Staat muß nie leere Titel austheilen, selbst wenn sie von Müßiggängern und etwas seinwollenden Tagedieben auch noch so gut bezahlt werden. Wo das Laster zu Ehren geräth, kommt die Tugend zu Fall! Es wähle nun der Gelehrte eine Hauptwissenschaft, und der Ungelehrte eine Hauptbeschäftigung; so muß doch jeder Bürger ein gemeinnützliches Geschäft übernehmen, und so zum allgemeinen Bedürfniß das Seinige beitragen.

Säulenheilige stehen wie Oelgötzen im Wege; Klöster beten für den Himmel und wirken für die Hölle; Domherren und Stiftsleute tragen zum Schmuck das Kreuz, dafür wird es dem Verdienste sauer. Bloß von seinen Renten leben darf auch der Reiche nicht, er muß sich, so lange er jung ist, einem nützlichen Geschäft widmen. Schon das Christenthum gebietet es, und der Staat muß es einschärfen. Das Alter mag ruhen, Sichzutodearbeitenmüssen sei nur das Loos unverbesserlicher Verbrecher. Ein Arbeiter ist allerdings seines Lohnes werth, aber wer selbst schon hat, muß nicht den Staat für die goldne Gans halten, die ihm goldne Eier legen soll. Kinder reicher Leute mögen sich zu Staatsämtern geschickt machen, und dieselben, wie in Athen, der Ehre wegen umsonst verwalten.

Jeder Staatsgenoß muß dem Gemeinwesen dienen, wie er es am Besten kann, mit Kopf, Hand, Fuß oder Geld.

Nur durch allgemeine rege Geschäftigkeit, durch die vereinigten Bemühungen aller Bürger kann sich ein Volk zu einem allgemein verbreiteten Wohlstand erheben. Und ein solches Volk ist reicher, als wo tausend Schätze verwünscht liegen. — — — Allgemein verbreiteter Wohlstand verbindet des Volkes Glieder mit unzähligen sichtbaren und unsichtbaren Banden. Durch ihn gewinnt die geistige und sittliche Bildung; es fehlen dann nicht dem Einzelnen die nothwendigen Mittel zu seiner Ausbildung und seinem nachherigen Fortkommen; es lebt der Muth für nützliche Unternehmungen; dankbar ehrt man den Erfinder; heilsame Anstalten gedeihen durch Beihülfe; menschliche Abzweckungen finden Unterstützung — und von der Fröhnersorge eines Kummerdaseins errettet, übt der Bürger, freier und glücklicher, vom Gemeingeist erfüllt, jede Kraft seines Wesens.

Ueberhaupt muß der Erwerbtrieb Erwerbsinn werden. Zum beschaulichen Leben, zum Abtödten der Zeit mit dem Grillenspiel lassen uns Land und Himmelsstrich nicht hindämmern. Wir brauchen mehr, als die Natur ohne unser Zuthun, von freien Stücken hergiebt. Wir müssen für uns arbeiten und Andere, Andere thun für uns nichts umsonst. Lernt aber der Mensch nicht bald gründlich die wahren Mittel in sich selbst kennen und finden; so sucht er durch Glück, Ränke, Uebervortheilung der Nebenmenschen, und was die Weltlinge Weltverstand nennen — was er nur durch selbsterworbene Kraft, Kunst, Anstrengung und Fleiß erstreben soll.

h. Allgemeinmachung der schönen Künste.

Es soll hier nicht gerechtet werden über die höchste Ansicht der Kunst, hier haben wir es mit der frühen Anwendung auf das Leben zu thun.

Kunstgefühl, Geschmack, frühe Bildung des Schönheitsinnes, Achtung vor Werke der Kunst und des Fleißes müssen schon aus den Schulen hervorgehen.

Das Gute, Wahre, Rechte und Schöne kann man nie früh genug lernen — ja nichts übertrifft die Macht des Beispiels und der Gewohnheit. Mißgestalten muß man der Jugend aus dem Auge rücken; keinen rothen Hahn in der Fibel dulden, weil ihn jeder Dorfknabe tagtäglich im Leben anders und schöner sieht. Nie dürfen die Schulen Mistbeeten des Ungeschmacks bleiben, denn Schulzeit ist das Vorderleben.

In der Jugend muß dem Menschen erst wieder heilig werden die Natur und das Leben ihrer Geschöpfe, und dann Achtung vor Werke des Menschen. Bald wird die Göttingsche Preisfrage von 1791 anders gestellt werden: „Was ist die Ursache, warum wenigstens in vielen Theilen Deutschlands Zierrathen an öffentlichen Gebäuden, Brücken, Geländern, Monumenten, Meilensäulen, Bäumen,

und Bänken in Alleen und dergleichen aus leerem Muthwillen, öfter als in Italien und andern Ländern verdorben werden? und wie läßt sich diese wie es scheint nationale Unart am sichersten und geschwindesten ausrotten?" „Man schilt den deutschen gemeinen Mann einen Barbaren, weil er Nacktheiten bildender Künste schändet. Aber Nacktheiten ist bei uns wider Glauben, Pflicht und Volksthum; selbst der Bettler deckt seine Scham noch mit Lumpen. Undeutsch bleibt jede öffentlich hingestellte Nacktheit. Wer den keuschen Sinn des Volkes ehren will, baue für die Heiligthümer des Altschönen eine Halle. Da werden sie ausdauern, ohne Verspottung und Aergerniß; denn unser Himmelsstrich will für Alles ein Kleid. Was soll unser Volk mit Centauren, Ungeheuern und Griechenlands ausgegötterten Göttern? Eine andere Sittenlehre leitet seinen Wandel, eine andere Religion erwärmt sein Herz, eine andere Mythologie füllt seine Einbildungskraft. Man gebe ihm, was sein ist. —

Neuerdings hat sich das Vorurtheil ausgebreitet: „Der Deutsche könne nun kein Kunstvolk mehr, bloß ein Denkervolk annoch sein; das Leben der Dichterwelt blühe am Rhein nur, nicht an der nackten Elbe und kalten Oder." Das Hingeworfene ist von Anderen noch weiter geführt worden; Sachsen hat die Schulmänner bekommen; Schwaben und Franken den Werkmeistersinn; Westfalen Alles, was zur Schweinerei gehört; Bayern die Starkenmannskünste-macher. Sonach lieferte also wohl Nordost Deutschland eine treffliche Grobarbeiterzucht? Friedrich der Zweite, Lessing, Kant, die beiden Forster, Garve, Engel, Herder, Voß, Humboldt und Fichte sind auf dem rechten Elbufer geboren, und Winkelmann und Klopstock dicht an der linken Seite. In welchem Jahrhundert hat das überrheinische Land mehr größere Namen? Noch haben wir Volkstänze und Volkslieder; es giebt Völker ohne solche. Der Deutsche hat viele Tonwerkzeuge erfunden, kann Meister auf allen nachweisen; und der Name „Deutscher" ist selbst in dem hochgefeierten welschen Südlande, unter den Tonkünstlern, ein Lobspruch.

i. Leibesübungen.

Rufe doch jeder deutschgesinnte Vater der sorgsamen Mutter zu: „Sie sollen Alles lernen. Wer durchs Leben sich frisch will schlagen, muß zu Schutz und Trutz gerüstet sein."

Gehen, Laufen, Springen, Werfen, Tragen sind kostenfreie Uebungen, überall anwendbar, umsonst wie die Luft. Diese kann der Staat von Jedem verlangen, von Armen, Mittelbegüterten und Reichen: denn Jeder hat sie nöthig.

Klettern, Steigen, sich im Gleichgewicht halten sind äußerst wohlfeil, daß sie mit geringer, ja unbedeutender Ausgabe des Staats überall in Gang gebracht werden könnten. Schwimmen müßte eine Hauptkunst des flußreichen Deutschlands sein.

Bei den Römern war das Schwimmen hochgeachtet, von den Uebungen des Marsfeldes ging die Jugend in die Tiber.

Schlittern war in den letzten Jahren vor dem siebenjährigen Kriege ein schweres Schulvergehen, worauf harte Strafen folgten; späterhin galt es für unanständig, das sollte es doch nicht in Ländern sein, wo es auch Winter giebt. Schlittschuhlaufen, von Klopstock besungen, ist lange noch nicht so allgemein, als es beim Mittelstande sein könnte.

Schießen mag jeder junge Mensch gern. Auch diese Uebung würde dem Staat weiter nichts kosten, als einige Aufsicht über öffentliche Schießplätze.

Rudern, Steuern und Segeln sind unentbehrliche Fertigkeiten für den Bürger eines Staats, wie Preußen, der so viele flache Küsten mit Vorinseln, Halbinseln und Binnenwassern hat; so manche Ströme besitzt, die überschwemmen, so viele Flüsse, die austreten; so reich an großen Landseen ist. Fecht- und Reitschulen müssen bei jeder Markschule sein. Voltigiren ist nicht theuer, das kann überall vorher gelernt werden.

Eine wahre Volkserziehung muß die Vorarbeit für künftige Vaterlandsvertheidiger eben so wohl übernehmen, als andere Ausbildung: Denn jede Schule soll überhaupt sein ein Lehren für künftigen Gebrauch.

Im Dunkel verkümmert die Pflanze, im Winkel verrostet das Schwert, ohne Gebrauch wird der Geist stumpf, ohne Aeußerung der Wille zahm. Unsere Körperkraft ist ein vergrabener Schatz; wir lassen sie schimmeln, bis Fremde sie in Gebrauch setzen.

Die Leibesübungen sind ein Mittel zu einer vollkommenen Volksbildung, was die Probe der Zeit, und die wieder unter den beiden Mustervölkern des Alterthums ausgehalten hat.

k. Mädchenschulen.

Mädchenschulen — so hieß es sonst, und so muß es auch wieder heißen. Töchter giebt es nur im Verhältniß zu den Eltern; Mädchen ist die Bezeichnung des weiblichen Geschlechts in einem gewissen Lebensalter. Eine einzelne Familie kann eine Töchterschule haben: für eine allgemeine Bildungsanstalt ist der Ausdruck übelgewählt und sprachwidrig. Nur da kann eine Mädchenschule so heißen, wo die Kinder dem Staate gehören, oder Gemeinschaft der Weiber statt findet. Vielleicht hat die Treibhaussucht der Eltern, so ihre Kinder nie frühzeitig genug groß ziehen können, dies sinnlose Wort erfunden, und die Affenliebe hat dadurch zu verstehen geben wollen: Nur in der zarten Jugend giebt es Töchter — sonst gleich darauf Damen.

Mädchenschulen sind eben so nothwendig, ja eher noch nothwendiger, als Knabenschulen: Denn das Weib muß aus der

Schule vollendeter hervorgehen, als der Mann; dem bleibt noch die lehrreiche Nachschule im Weltgewühl, das Weib hat dafür nichts. Der Mann ist Erzieher durch Wahl, das Weib durch ihre ganze Bestimmung. Wenn der Vater die Erziehung übernimmt, oder sie andern anvertraut, so sind die Kinder ihm schon zuerzogen, aus der gröbsten Thierheit herausgebildet, oder tiefer und unmenschlicher darin versunken. Klarer und richtiger hat es keiner gefühlt, wie Iselin: „Ich halte es für unstreitig, wenn man die Geschichte aller Männer genau wüßte, die sich durch Rechtschaffenheit und Tugend ausgezeichnet haben, daß man unter zehnen immer neune finden würde, welche diesen Vortheil ihren Müttern schuldig waren. Es ist noch nicht anerkannt, wie wichtig eine unschuldige und untadelhaft zugebrachte Jugend für das ganze Leben eines Menschen ist, wie fast alle, die diesen Vortheil genossen haben, ihn niemanden schuldig gewesen sind, als ihren Müttern, und wie überhaupt die Vollkommenheit und das Glück der Menschheit sich auf Weiberverstand und Weibertugend gründet." Mädchenschulen umfassen die Hälfte des Volks, die schönste, wenn Jugend sie adelt, die verderblichste, wenn sie unglücklicher Weise ein Mal verdorben ist. Der Mann kann sinken, fallen und noch aus dem Verderben sich aufraffen, erheben, aus Leidenschaften geläutert hervorkämpfen. Für das gesunkene, gefallene, entadelte Weib ist selten Rettung.

Man verlangt zwar noch immer genug vom Weibe, aber thut nichts Gescheidtes für sie in der Jugend. Höchstens führt man sie mit selbstgefährlichen Weltreizen auf den schlüpfrigen Plan, überläßt sie sich ganz und dem Glücksfall, welchem Mann er sie zuwirft. Das darf mit künftigen Mitbürgerinnen nicht geschehen.

Aufgehoben werden müssen alle Pensionsanstalten für die weibliche Jugend, ihre Gräuel sind bis zum Ekel bekannt. Die Schöpferin des häuslichen Glücks soll das Weib sein, aber aushäusige Erziehung ist eine Vorrichtung zum Gegentheil. Da wird nur in seltenen glücklichen Ausnahmen das Mädchen fähig, die Seligkeit des schönen Zusammenlebens zu ahnen — aber weit seltener noch, sie dereinst zu geben. Es lernt sich die schöne Bestimmung fürs Hausleben nicht im Großgewühl; dafür sind Mütter. Nur sie können in den erziehungsbedürftigen Lebenszeiten Rechtleiterinnen sein und die Richtung zum vollendeten Weibe vorleben. Alle Lehrerinnen an Mädchenschulen sollten unter Aufsicht von ehrenwerthen Müttern und Matronen stehen. Die mehrsten Verpfuschungen der weiblichen Erziehung geschehen durch ledige Frauenzimmer, die schon über die heirathbaren Jahre hinaus sind. Es ist der bedauernswürdigste Stand der Weiberwelt, das Mitleid gegen ihn ist gerecht. Hülfe muß geschafft werden, nur durch Aufopferung der Unschuldigen nicht.

Das Allerverderblichste für die weibliche Jugend des höhern

Mittel- und niedern Höher-Standes, was den Blumenkeim deutscher Kindlichkeit anfrißt, die Blüthenknospe deutscher Jungfräulichkeit zernagt, die Lebensfrucht des Volksthum wurmstichig macht, Alles entweiblicht und entdeutscht — ist die Landplage undeutscher Verzieherinnen. Denn wenn eine Genferin und Stockfranzösin das Meiste leistet, — so bildet sie aufs höchste ein uns entfremdetes verfranzösischtes Wesen. Und je menschlicher und deutscher der Mann sich fühlt, desto härter muß solch Zerrweib ihn abstoßen, weil er beide Männin und Buhlin verabscheuet, und im Weibe nach einer Gattin sich sehnt, die den vaterländischen Eichenkranz mit Veilchen, Vergißmeinnicht und deutschem Immergrün umwinde.

Dazu braucht es nicht ausländisches Plapperwerk; mit der Muttersprache begeistert und beseelt sich Alles leichter. Diese zu lernen, sie in ihrer Fülle gebrauchen können, hat das Weib als geborne Menschenbildnerin eine heilige Verpflichtung. Das war es, was der edle Volksfreund Pestalozzi in dem mißgerathenen „Buch der Mütter" ans Herz legen wollte. An der Muttersprache hat jedes Weib genug, und das deutsche besonders. Es ist keine Sprache auf der Erde, die das Weib mehr ehrt. Die Huldigung des Weibes beginnt in den Uranfängen der Sprache. Was von den Naturkräften, Erscheinungen, Erzeugnissen, mit Stärke, Gewalt, Macht, Furchtbarkeit hervortritt, ist männlichen; was mit Anmuth, Wohlthun, stiller Wirksamkeit und selbstbeschränkter Macht waltet, ist weiblichen Geschlechts. Wo ist ein Volk, was ein Wort hat, wie Minne? In welcher Sprache klingt „Liebe" süßer? Welche Sprache ist reicher, das Weib nach Lebensaltern und Lebensverhältnissen zu bezeichnen? Für den einzigen Begriff unverehelichtes Frauenzimmer sechs Wörter: Mädchen, Mädel, Dirne, Jungfer, Jungfrau, Fräulein; ohne das dichterische Maid und das dienstliche Magd. Für das in den Ehestand übergehenwollende drei: Geliebte, Liebchen und Braut. Für Verheirathete sechs: Frau, Liebste, Eheweib, Gattin, Gemahlin, Gemahl. Zur allgemeinen Bezeichnung: Frauenzimmer, Weibsbild, Weib, Schöne. Aber für Maitresse und Coquette haben wir nichts, die holen wir aus den Ueberrheinern in unsere keusche Sprache.

— — — Deutsche Mädchen! warum ist euch solche Muttersprache Tand? Reden ist euch doch Bedürfniß? warum keine Ordnung in eurer Sprachlehre, da ihr sie doch sonst so sehr liebt und befördert? Sprachfehler sind freilich nicht Fehler des Herzens, Mangel einer Kenntniß ist nicht Geistesmangel. Aber wie kommt es, daß ihr euch die gröbsten Fehler und Sinnentstellungen in der Muttersprache nicht übelnehmt und sogar zu Gute haltet? Ihr rügt doch sonst die kleinsten Verstöße gegen Uebereinkommnisse der Gesellschaft, und richtet strenge über Abweichungen? die Sprache ist die uralte Gesellschaftsstifterin und der Sprachgebrauch eine nie aus der Mode kommende Mode. Glaubt ihr etwa, die deutsche Sprache

sei eine schmutzige Beschäftigung, wenn man damit zu thun habe, müsse man die Schmutzflecke auf der Arbeitsschürze nachsehen? Ihr irrt, wenn ihr meint: aus einem hübschen Munde klingt alles schön. Ein hübscher Mund wird durch ungewaschenes Zeug häßlich und ekelhaft. — Die Gegenstände der allgemeinen Volkserziehung sind es auch für Mädchenschulen; nur statt der Handwerke, weibliche Arbeiten; statt der Wahl eines bestimmten Geschäftes, die Wirthschaftskunde. Die Leibesübungen bleiben nicht ausgeschlossen, freilich müssen sie mäßig und weiblich getrieben werden. Tanzen muß jedes Geschlecht vom anderen abgesondert lernen. Schießen, das heißt, eine leichte Flinte abfeuern, mit der Pistole leidlich treffen, um nicht kunstgerecht wehrlos zu sein, ist höchst nothwendig. Fechten ist unnatürlich, es verstiert den milden Blick, und bleibt immer dem weiblichen Körperbau zuwider. Leider fehlt noch immer ein „Gutsmuths für die weiblichen Leibesübungen." Noch müssen in den höhern Ordnungen der Mädchenschulen gelehrt werden: Gesundheitskunde, Erziehungskunst, Krankenpflege und Regeln über Dienst und Herrschaft.

Ehe die Mädchen die Schule verlassen, müssen sie geprüft werden von einem Schulrath, und ehe sie aus dem Stand der Dirnen in den Stand der Jungfrauen übergehen, noch ein Mal von ehrenwerthen Matronen. Denn wenn alle wählbar sind, so müssen sie auch alle wahlfähig werden, ehe sie als wahlreif gelten können. Daß die Mädchen jetzt im Raschleben einige Lebenszeiten auslassen, gleich als Mädchen, oft als Kinder schon Frauen werden — stößt die Ordnung der Welt nicht um. Auch die elendesten unter den Mannspersonen machen Gewaltsprünge, wodurch sie dem Mannwerden und Mannsein entkommen, setzen über einige Lebensstufen hinweg, vom Knaben gleich zum Greise. Warum denkt wohl kein Staatsfürsorger auf den nothwendigen Unterschied des Lebensalters bei der weiblichen Jugend, wie er immer bei der männlichen gemacht wird? Da giebt es doch Zwischenstufen von der Kindheit und Erwachsenheit; aus der Schule kommen und vollrechtig sein, ist dort nicht eins. — Ueberall fehlt das Alter der Dirne, die Mittelzeit zwischen der Schule und Geschlechtsreife. Das Mädchen, ein sittlich geschlechtsloses Wesen, (wie das Wörtchen das schon anzeigt) verliert sich in gesunden Zeitaltern in die Dirne. Das männliche, im Hochdeutschen dem weiblichen Dirne überstehende Wort ist Bursch, ein Kraftjüngling, wo die künftige Männlichkeit sich verkündet. Dirne ist ein Kraftmädchen in voller Lebensfülle und Jugendblüthe, mit hervortretender Weiblichkeit, die durch Anmuth die Kraft mildert. Aus dem schönen Ringen des Jugendlichen und Weiblichen im Dirnenstande erscheint die Jungfrau. In ihr ist die Weiblichkeit vollendet, so weit es durch sich selbst möglich. Erst die Annäherung des Mannes schafft Geliebte und Braut, und die Vereinigung der Geschlechter in ehelicher Liebe und liebender Ehe giebt die irdischmögliche Vollendung.

Groß ist die weibliche Bestimmung, für Volk und Menschheit gleich wichtig. Früh müssen die Eindrücke in die jungen Seelen kommen, damit sie das Lebensziel nicht verfehlen. In der höchsten Freischule, im Brautstande, wird die Auserwählte die letzte Ausbildung gewinnen, wenn sie als Jungfrau mit Liebe und Freude gelernt hat. Sie wird ihr Herz nicht versäumen, den Geist nicht vernachlässigen, den Körper nicht entstellen und verderben. Sie wird nicht Anbeter verlangen, die es eigentlich nie geben sollte, weil jeder Götzendienst die Menschheit entwürdigt, man kniee vor einem Marmorbild, einer todten oder belebten Schönen. Sie wird sich bilden, um noch höher geachtet zu werden, als ein bloßes Mädchen.

Wirkungen.

Die Wirkungen einer solchen deutschen Volkserziehung werden unendlich sein, wie Alles Gute, über die Grenzen des Staats sich verbreiten und über seine Dauer hinausleben. Mit dem Staate, durch ihn, für ihn und in ihm wird der Bürger fühlen, denken und handeln; er wird mit ihm und dem Volke Eins sein im Leben, Leiden und Lieben. Aus dem Wechsel aller Zeiten wird immer schöner das Volksthum und die heilig bewahrte Ursprünglichkeit von Geschlecht zu Geschlecht sich abspiegeln. Es werden große Menschen aus der Erziehung hervorgehen; da unsere Schulen bis jetzt nur fertige Geschäftsleute höchstens ziehen konnten. Wenn jene Zöglinge aus der Schule ins Leben treten, werden sie handeln, ohne erst Andern abzusehen, was sie thun sollen. Einfache Gewöhnung, von sich zuerst zu fordern; einstimmige Ausbildung, das Gute nachzuahmen, das Schöne zu lieben, sind lebenswaltende Mächte, welche unglücklich Ueberfeinte, Ueber- und Verbildete, Vergrübelte und Frühverlebte kaum durch Kunst und Wissenschaft und Lebenskampf wieder gewinnen können. Leichtglücklich fühlt sich der Mensch, wenn er zum wahren Glückempfinden, zum Freudegeben, Frohsinnmiteinstimmen erzogen, seine natürliche Eintracht kindlich in der Jugend, menschlich im Folgealter, männlich in der Reife bewahrt. Mit menschlicher Hochkraft wird ein solcher Volksgezogener als Mensch, als Bürger, als Deutscher sich fühlen. Was man weiß, versteht und kann, ist sicherer, als was man besitzt. Kenntnisse und Fertigkeiten haben eine ewige Schutzwehr gegen Ausplündern; Geistesgüter geben nichts zu gezwungenen Anleihen; Herzensschätze bleiben frei von Lieferungen. — Das Volk wird zu einer großen innig verbundenen Familie zusammenwachsen, die auch das kleinste Mitglied nicht sinken lässet. Es wird eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem Vaterlande geben; kein kindisches Zurückverlangen nach der Erdscholle: Aber eine Sehnung nach dem Wohnsitz alles Geliebten, ein gerechtes Heimweh nach heimischen Seelen und verschwisterten Herzen. Keines Eroberers Unersättlichkeit wird seine Völkerfluthen gegen ein solches Vaterland wälzen. Vertilgt kann

ein solches Volk werden, wie ganze Gegenden durch den Glutstrom eines Feuerberges: Aber erobert und zum bereitwilligen Knecht und gehorsamen Dienstling unterjocht in aller Ewigkeit nicht.

Volkserziehung ist die wahre Geisterschaft des Volks! Ohne sie wird die bestgegründete Volksverfassung eine papierne Windfahne, ein Zauberbuch, was keiner lesen und verstehen kann, eine ausgebrannte Kerze, die der leiseste Anhauch verweht.

3. Kirche.

Das Gefühl der Unendlichkeit begleitet als Lebensgefährte den Menschen durch alle Lebensgestalten und Lebensgebilde, vom ersten Geisteserwachen bis zum letzten Entschlummern. Es schafft in den Großwerken und in dem Großwirken, beseelt die kleine Beschäftigung, belebt das kleinste Verrichten.

An jene eingelebte Ahnung, untilgbare Sehnung und kindlichen Liebensglauben knüpft die Menschheit ihr heiliges inneres Band, und in ihrem Hochpanier flammt die Strahlenschrift: Unsterblichkeit.

Und was uns erinnert, daß der Mensch mehr ist, als Weidethier und besser als Schlachtvieh; was die übersinnliche Welt mit der sinnlichen in Verbindung bringt, die durch düstere Abgründe getrennten Diesseits und Jenseits zusammenbrückt, was einen unzerreißbaren Faden reicht zum Leitband für die Wanderschaft der langen Nacht — Religion sollte bloß als ein frommgläubiges Kinderspiel geduldet werden? Und der Religion äußere Stellvertreterin und öffentliche Anwaltin, die Kirche, nur als altfränkisches Staatsgeräth der Merkwürdigkeit wegen annoch beibehalten, als leidliches Schauspiel gestattet und als ungefährliches Spielzeug vergönnt?

Die Kirche ist dem Staat nicht übergeordnet, weder unter- noch nebengeordnet, sie ist ingeordnet. Aber vorwirken muß der Staat, daß sie selbst nachwirken kann. Er soll ihre Tugendlehre nicht als Zaum und Gebiß nützen, und dieses Lenkmittels halber lieber ein frömmelndes als freigeisterisch Volk wollen. Er soll ihre Glaubenssätze nicht als künstlich und klüglich ersonnene Schreckdinge, und an Lebensabwegen aufgestellte Scheuchen mißbrauchen, bald öffentlich anfeinden, bald heimlich untergraben. Der Glaube an die Hölle bleibt menschlicher, als der an Sibirien, Botanybay und Cayenne. Auch hat der Staat nicht viel mit der Kirche zu thun, er schmälere nur nicht ihr rechtes Ansehen, und begünstige sie dafür mit falscher Glanzentschädigung. Aber wegschaffen, was nunmehr anstößig ist, wenn es auch vorher erbaute, kann nur er allein.

Bücher.

Liebe ist der Geist des Urchristenthums, und Liebe trennt nicht, Liebe vereinigt. Muß denn die alte Scheidewand der Hauptbekennt-

nisse immer wieder von Neuem gebaut, und die Trennungslinien der Nahverwandten ins Unendliche vervielfältigt werden? Nunmehr haben ja überall in Deutschland die drei Parteien gleiche Duldung, sie sind ja auch in den wesentlichsten Hauptlehren einverstanden. Warum kann denn ihr Uebereinstimmendes auch nicht in den kirchlichen Büchern einerlei sein? Besonders was den Menschen bloß als solchen, als Bürger des Staats und Theil des Vaterlandes angeht? Ich meine im Lehrbuch des Christenthums und im Gesangbuch. Und was nun ein Mal der Trennungspunkt bleibt, ist wieder Vereinigung großer Gemeinden. Aber die Protestanten sondern und zerspleißen sich in Verschiedenheiten und Abweichungen, die, wenn auch nicht eigentlich wesentlich, es doch für das Volk werden. Neusucht, Wißdünkel, Rechthaberei, Auszeichnungsgier, die Wuth, sich hervorzuthun, stürzen das brauchbare Alte, mäkeln das trefflich Neue, verstehn nicht das Beste zu wählen. So giebt jeder geistliche Aufseher ein eignes Lehrbuch des Christenthums heraus, jede Mittelstadt läßt ein eigen Gesangbuch ordnen. Nachtheil über Nachtheil, Schaden über Schaden! Laugestimmtwerden, Kaltsinnigkeit, Sichfremdwerden und erschwertes Einanderverstehen die Folgen.

Sollte nicht Ein deutscher-Katholischer, Ein deutscher-Reformirter, Ein deutscher-Evangelisch-Lutherischer Katechismus eine stärkere Wirkung äußern? Leider hat die dogmatische Trennung die politische vorbereitet, welche des Auslands jahrhundertliche Arglist, bei niezuverwüstender deutscher Treuherzigkeit, endlich vollführte. Sollten nicht drei nach einem solchen Plane gesammelte Gesangbücher das gesammte deutsche Volk mehr erwecken, erheben, vereinigen? Sollten nicht Lehre und Lied aus Einer Quelle abgeleitet, zusammenfließen, und die Predigten mit beiden? Staats- und Volksreligionen können Regierungen nicht mehr erzwingen; wohl der Menschheit, daß es so ist! aber die Kirche jedes deutschen Christenbekenntnisses kann ein volksthümliches Innere und Aeußere haben, ohne Zerstörung ihres höhern sittlichen Reichs.

Deutschheit und Urchristenthum.

„Das Urchristenthum war eine übersinnliche öffentliche Volksreligion, die ihr Stifter der der jüdischen Priester und der Schwärmerei und den grübelnden Spitzfindigkeiten entgegensetzte, indem er die Religion auf einen durch richtigen Sinn und warmes Gefühl erleuchteten und belebten inneren Gottesdienst, den einzigen echten Gottesdienst, den Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit, durch Belehrung und Beispiel, ohne Herrschaft und Knechtschaft zurückführte. Wenn der Geist des Urchristenthums von Neuem sollte belebt werden, so müßte er aus dem Schutte wieder hervorgehen, durch den es eine verdorbene Kirche verunstaltet hat. In dieser Kirche war er durch einen sinnlichen, körperlichen und mechanischen Gottesdienst und durch mystische Schwärmerei vertilgt. Das Christen-

thum war das geworden, was das Judenthum zu Christus Zeiten war; alle Mißbräuche, die dieses entstellt hatten, entstellten auch jenes. Diese Mißbräuche mußten ausgerottet werden, und die Refomatoren richteten ihre Angriffe gegen alle."

(Eberhard's Geist des Urchristenthums.)

Keiner, der auf geschichtliche Bündigkeit Anspruch macht, und die Mühe gründlicher Untersuchung sich nicht verdrießen läßt, wird nun aber der Selbstfrage entgehen können: Warum nur unter den Deutschen die ersten Wiederhersteller des Urchristenthums entstanden? Warum nur hier alle von diesem Geist ergriffene Völkerschaften die Sache als volksthümlichen Gegenstand ansahen, und als wahre Volksangelegenheit betrieben? Wie überhaupt nirgends eine so wichtige Sache ans Volk gerichtet, und von keinem Volk auch so lebendig ins Innere aufgenommen, und so rüstig gegen Außengewalt durchgesetzt worden.

„In dem Mittelpunkte von Europa, in Deutschland entsprungen, äußerte sie, gleich einem Erdbeben, ihre Gewalt nach allen Seiten. Indeß blieben doch Länder in diesem Welttheil übrig, welche ihre Wirkungen nicht erreichen konnten; und es ist um so interessanter, einen Blick auf diese zu werfen, da die Reformation für einige derselben, wenn auch nicht positiv, doch negativ wichtig wurde. Wenn Rußland im Osten von Europa aus den bereits oben erwähnten Ursachen außerhalb jenem Kreise blieb, so blieben es Spanien und Portugal im Westen, so wie Italien im Süden. Die geographische Lage derselben erklärt diese Erscheinung auf keine genugthuende Weise; Länder und Gebirge sind keine Barrieren für Meinungen. Es ist zwar wahr, daß die strenge Wachsamkeit der Spanischen Regierung in diesem Reiche der neuen Lehre den Eingang erschwerte; allein in Italien drohte doch keine solche Inquisition, wie in Spanien, und wer zweifelt überhaupt jetzt noch daran, daß die Dämme der geistlichen und weltlichen Polizei zu schwach sind, den Strom der Ideen aufzuhalten? Die Ursachen liegen tiefer, und lassen sich nur aus den Charakteren der Nationen erklären. Die alte Religion war eine Religion, die offenbar mehr für das Gefühl (der groben Sinnlichkeit) als für den Verstand berechnet war; die neue Lehre, indem sie Alles auf die Veränderung von Dogmen baute; indem sie dem Cultus fast Alles Sinnliche entzog, berechnete ihre Wirksamkeit nur auf den kalten Verstand (und das kindliche Gemüth) und raubte der Phantasie und dem Gefühl fast jedes ihrer Idole. Sie war für den (Germanischen menschlicheren) Norden, nicht für den Süden berechnet, (der, wenn auch durch schöne Künste verfeinert, sich noch nie vom alten Fetischdienst losgewunden hat). Der ruhigforschende Geist der Germanischen Nationen fand in ihr die Nahrung, die er bedurfte und suchte, und die Grenzen der Wohnsitze dieser Völker wurden daher von den Küsten von

Schottland und Norwegen bis zu den Helvetischen Alpen, im Ganzen genommen, auch ihre Grenzen. Der feurigern Phantasie, dem lebhaften Gefühl der südlichern Völker, besonders des andern Geschlechts, konnte sie nicht gefallen. Will man der Spanierin, Italienerin ihre Madonna oder ihre Heiligen rauben? Umsonst wird man es versuchen! Man würde ihr mit ihnen ihren Trost (in Ausschweifungen) und ihre Beruhigung (in Sünden) nehmen."

(Heeren, kleine historische Schriften.)

Anders bei den Völkern deutschen Stammes; selbst als sogenannte Heiden waren die Germanier keine Götzendiener, oder gar Fetischverehrer. Karl der Große schrieb wider den Bilderdienst, und auf einer allgemeinen Versammlung der Bischöfe seiner Staaten ward diese Absagung 794 gebilligt und die Einführung und Verehrung neuer Heiligen verboten. Und auch nur der Germanische Geist war zum Wiederauffassen des Urchristenthums geschickt; kein anderes Volksthum war dazu menschheitlich genug, weder das aus dem abgestorbenen Römischen neu hervorgetriebene, noch das völkerreiche Slavische. Die morgenländische Kirche konnte nichts der Art unter den Russen, die abendländische nichts unter den Polen entwickeln. Dagegen konnten die den deutschen Völkern eingebürgerten, eingevölkerten, angewöhnten wilden Stämme Finnen, Esthen, Letten, Lithauer, Ur-Preußen, Schotten, Kymren und Wenden nicht dessen Machteinflüssen entgehen.

Man kann die Vorfragen zur eigenen Erleichterung so stellen: Welches Europäische Volksthum kommt der Griechheit am nächsten? Welches abendländische Volk hat in sich die meisten Spuren früherer morgenländischer Bildung erhalten? Welches hat jenen aus dem Ursitz der Völkerbildung stammenden Geist am längsten und reinsten bewahrt? die erste werden wir nach Vergleichung der Sprachen, ihrer Uebersetzungsfähigkeit und Nachbildungskraft und der verwandten Dichtkünste für das deutsche Volk entscheiden. Auf ähnlichem Wege wir werden die andern für uns vortheilhaft finden, wenn die alte Urverwandtschaft mit Persern und Indern durchgeführt wird; sollten gleich einige Glieder des großen Völkerstammes theils erloschen sein, oder ungeschichtlich bleiben. Zuletzt müssen wir die wahre Gestalt des Urchristenthum ausmitteln, und uns alsdann in der Völkerwelt umsehen: Welches vor allen noch lebenden Volksthümern dem einen Christenthum am meisten zusagt? Unmöglich wird das Endurtheil für ein anderes, als für das echte, unverfälschte, menschheitliche deutsche Volksthum ausfallen: Und dann ist die deutsche Kirchenverbesserung, unter den Völkern Germanischen Geschlechts eine vollkommen erklärbare Erscheinung, die vom Nordcap bis zu den Alpenfirnen, von Irland bis zur Narwa, und durch Ungarn bis nach Siebenbürgen, wie eine Blitzmittheilung geleitet wurde. Sie war ein plötzliches unvermuthetes Auffinden eines unbekannten Nahverwandten, ein Wiedererkennen eines lang verschollenen Freundes.

Es lag also nicht in dem Verbot und in den Anstalten der Regierungen, es lag in dem Charakter der Nationen, wenn die Reformation in jene Länder keinen Eingang fand. Ob zum Vortheil oder Nachtheil jener Völker, kann jetzt wohl keine Frage mehr sein. Indem sie an der großen Ideengährung, welche in den übrigen Ländern des kultivirten Europas dem menschlichen Geiste damals seine Thätigkeit gab, gar keinen bedeutenden Antheil nahmen, blieben sie hinter den anderen Völkern dieses Welttheils zurück. Wenn daher das vernichtete Polen der Welt die Warnung hinterließ, daß Vaterlandsliebe und Heroismus nur schwache Stützen sind, wenn sie nicht von Nationalaufklärung geleitet werden, so geben sie ihr die nicht weniger wichtige Lehre, daß die Sicherung eines Staates vor den Stürmen einer Revolution in ihren letzten Folgen keineswegs immer so wohlthätig ist, als ihre Zeitgenossen es gewöhnlich zu glauben pflegen." (Heeren).

„Meinen Landsleuten, die es vergessen haben, rufe ich aus weiter Ferne zu: Was Ihr seid — sein dürft, oder was man Euch zu sein erlauben muß — dankt Ihr Luthern." (Klinger.)

Luther bleibt ein ewiger Ehrenname unter den Völkerheilanden und den Großgeistern seines Volks, selbst bei seinen Glaubensgegnern; und wenn man ihm auch kein anderes Verdienst lassen müßte, als das unsterbliche um die Sprache. „Die Uebersetzung der Bibel in die Volkssprache seines Vaterlandes war daher eine seiner ersten Arbeiten. Diese Unternehmung, so wie er sie ausgeführt hat, erforderte Gaben, Wissenschaft und Kräfte, wie sie sich in keinem seiner Nachfolger beisammen gefunden haben. Die nach ihm gekommen sind, hatten sein Werk vor sich und konnten es benutzen; sie waren mit so vielen Hülfsmitteln ausgerüstet, ihnen standen so viele Vorarbeiten gelehrter Schriftforscher zu Gebote, daß es ihm keine Schande sein würde, wenn er hinter ihnen zurückgeblieben wäre. Wenn sie daher auch in noch so vielen Einzelheiten haben berichtigen können, die auf den Werth des Ganzen keinen bedeutenden Einfluß haben, so kann doch dieser Vorzug seinen Ruhm in nichts verdunkeln, und noch weniger sein Verdienst im geringsten herabsetzen.

Eine Verdeutschung der Bibel war eine Arbeit, der zu seiner Zeit nur ein außerordentlicher Mann gewachsen sein konnte, und so wie sie ihm gelungen ist, übertraf sie die Erwartung aller seiner Zeitgenossen, die sich von einem so hohen Grade der Vollkommenheit kaum einen Begriff machen konnten. Denn noch die spätere Nachwelt bewundert in Luthers deutscher Bibel den Geist des Uebersetzers, die Kraft der Sprache, ihre Würde und Anmuth, den richtigen Geschmack, das feine Gefühl, die Gewandtheit, womit er den Ton jeder Gattung von der einfachsten Erzählung bis zu dem erhabensten und begeistertsten Psalm auszudrücken weiß, so wie die

Leichtigkeit und den Wohlklang, der dem Ohre gefällt und dem Gedächtnisse zu Hülfe kommt.

Diese Bewunderung wird noch dadurch erhöht, daß Luther sich seine Sprache erst selbst schaffen mußte. Er ist der Dante der hochdeutschen Sprache. Wie dieser sammelte er aus allen deutschen Idiomen das Bedeutsamste und Wohllautendste, um es nach den Regeln der Analogie seinem meißnischen Volksidiom einzuverleiben. Seine Sprache ist die Grundlage unserer klassischen Büchersprache geblieben, und beweiset, wie sehr ihm sein Versuch gelungen sei." (Eberhard's Geist des Urchristenthums.)

So ward Luther für das gesammte deutsche Volk ein Raummacher, Wecker, Lebenserneuerer, Geistesbeschwinger, Ausrüster mit der edelsten Geisteswehr, Herold eines künftigen Bücherwesens und der Erzvater eines dereinstigen deutschen Großvolks durch das aufgefundene Vermächtniß einer Gemeinsprache.

In ihr, in dem wahren Hochdeutschen, hat er seinem Volke einen einenden, bindenden, bündenden Geist hinterlassen, der späterhin alle die großen Vorkämpfer angehaucht hat, die mustergültiges Deutsch in ihren Werken verewigten und diese durch jenes. Es ist nichtige Schutzrednerei, wenn Voigt in den Europäischen Staatsrelationen sagt: „die deutsche Nation hat die Meinung einiger ihrer Theologen theuer bezahlen müssen. Für die Rechthaberei dieser Schuldespoten hat sie fremde Mächte als Gesetzgeber erhalten, und für den Gewinn einiger unbedeutenden Theses hat das Reich ganze Provinzen abtreten müssen." Nur die Einnistelung der Jesuiten und ihre Bethörung des Habsburgischen Kaiserhauses ist einzig und allein daran Schuld! Sonst wäre aus der deutschen Kirchenverbesserung eine freigläubige einige deutsche Kirche hervorgegangen, in der Staatskunst, Volksthumskunde und Völkerlehre alles Wirksame einer Volksreligion gehabt hätten, ohne die Einwürfe der Sittlichkeit, Vernunft und Menschheit.

Frömmigkeit des Deutschen.

„Frömmigkeit und Andacht ist ein wesentlicher Zug in dem Charakter des deutschen Volkes. Beides entsproß mit ihrer Rechtlichkeit und ihrem Biedersinn aus Einem Stamme. Anfangs war er mit Hochherzigkeit und Thatkraft gepaart, und in dieser glücklichen Vereinigung war er ein Schmuck des deutschen Geistes. Er war die Quelle großer und rühmlicher Thaten. Als aber allgemach die rauhe Kraft von dem Deutschen wich und der entnervenden Verfeinerung Platz machte, da bemächtigte sich bei denen, die erleuchteter Sinn belebte, hier vornehme Gleichgültigkeit und eitler Rangstolz, dort schwarmelnder Pietismus des deutschen Charakters."

„Das praktische Leben kann allein Heil von angestrengter Kraft, von erleuchteter Thätigkeit und unermüdeter Tugend, nicht von duldender, hingegebender, in sich gekehrter Heiligkeit erwarten; und zu

dieser Thätigkeit ruft uns der Geist des Urchristenthums auf. Es beruhigt zwar die stillen Momente unsers irdischen Daseins, durch die Aussicht auf ein übersinnliches Vaterland; aber es erweckt auch den Sinn und die Seele zu muthigen Thaten, um uns Freiheit und Unabhängigkeit für die ungehinderte Uebung des Verstandes und der Tugend in dem Irdischen zu erhalten. Unser Untergang ist unvermeidlich, wenn wir im mystischen Quietismus (Ruhsucht) einer träumenden Gemüthlichkeit gen Himmel schauen, indeß auf der Erde Alles verloren geht."

(Eberhard's Geist des Urchristenthums.)

4. Volksverfassung.

Stände.

Staat kommt von stehen; auf Ständen waren unsere deutschen Staaten schon gegründet, und sie bestanden. Die natürliche nothwendige Ungleichheit der Menschen, die Unmöglichkeit, daß Einer Alles allein sein kann, theilt sie von selbst in natürliche Stände. Sie alle bilden das Volk; man kann nicht sagen, wer der unentbehrlichste ist — sie müssen alle sein.

Stände sind bloß natürliche Eintheilungen des Volks, drum müssen sie nicht verkünstelt werden. Ein freier Uebergang muß stattfinden durch die Wahl der Lebensart, wie Fähigkeiten sich entwickeln. Nicht wie in Indien sollen dadurch die Staatsbürger und Volksglieder auf ewig in Bezirke wie in Zellen eingemauert werden; nicht wie in Altägypten, von einander abgeschauert bleiben zu einer besonderen nachartenden Menschenzucht, wodurch am Ende das Volk sich immer kraftloser wiedererzeugt, ausartet und theilweise ausstirbt.

Reichstage.

Stände sind nun einmal in der Welt und bleiben und machen das Volk aus. Warum sollten sie nun auch nicht in einer wohlgetroffenen Auslese das ganze Volk stellvertretend vorstellen und durch Erwählte vertreten können? Jeder Stand wird sein Bestes am besten kennen, und seine Besten, die das Gemeinwohl wahrschauen mögen. Und alle Stände vereint werden doch wohl das Gemeinsame daraus auszumitteln im Stande sein? werden doch leicht einsehen können, was das Allwohl heischt? Und von wem darf der Staat am besten Rath und That erwarten, als von denen, die mit ihm stehen und fallen?

Die Reichsversammlung der Stände muß eine Sprechgemeinde sein, nicht eine Taubstummenanstalt von Jaherren und Beifallnickern; nicht eine Versammlung von Gutheißern, um dem Uebel etwa nur eine leidliche Gestalt zu geben. Kein Volk läßt sich bequemer und sicherer regieren, als das, welches eine festgegründete

volksthümliche Verfassung hat. Denn da haben die Guten ein öffentliches gültiges Wort, und diese regieren sich so schon immer von selbst und sind im Stillen Mitregierer; ohne sie hat jeder Staat bald ausregiert.

Fürstenhäuser.

Immer war noch das Schicksal der Völker an einzelne Herrschergeschlechter geknüpft; aus Einer Quelle strömten sein Glück und seine Leiden, es haben Geschlechter Völker gebildet und aufgezehrt. Unsere alten deutschen Stämme grünen seit einem halben Jahrtausend. Sie sind langsam erwachsen, wie die Eichen in unseren Forsten. Wo sind die fremden Häuser, die sich mit Habsburgern und Zollern messen können? — — —

Auch der große Mann muß Mensch bleiben, selbst wenn er gottmenschliche Thaten gethan hat. Gerade sein Menschsein macht ihn erhaben in Hoheit nnd Hehrheit, als Gott bliebe er uns nicht mehr unbegreiflich.

In den Zollern ist dem deutschen Nordreich ein wohlthätiges Gestirn erschienen. Mit festem Blick auf seinen unveränderlichen Stand haben sich endlich die kleinen schutzlosen Völklein zu einem einigen Volke zusammen gefunden. Es ist eine menschliche Familiengeschichte eines ganzen Volkes. Sie ist arm an Schauderthaten, so in den Staatsgeschichten Lärm machen; kennt keinen Fürstenmord, keine Entthronung, (keinen Bürgerkrieg, (?) keine Familiengreuel. Alle starben nach dem natürlichen Laufe der Dinge und wagten doch fast alle ihr Leben fürs Vaterland. Keiner hinterließ ein verwaisetes Land, und noch unter Gefahren war der Staat geborgen; denn seine Bürger waren seine Säulen.

Deutsches Volk, verrathe nicht deine alten Fürstenhäuser durch Kleinmuth! — — — Schlage die Weltgeschichte auf, suche bessere Geschlechter heraus — — — oder wähle die Königseiche Theuts!

Landwehr.

a. Unterschiede.

Schutzkrieg für's Vaterland nannte der Deutsche sonst „Landwehr." Das unvollkommene Lehnkriegerwesen machte einem Soldatenstande Platz, der den Krieg handwerksmäßig betrieb, und sogar mitten im Frieden als eingerichtete Staatszunft fortdauerte. Erzürnten sich nun Staaten, so stellten sie, um ihre Ehrensache auszumachen, Heere ins Feld, die nach einem ordentlichen Völkerherkommen den großen Zweikampf — Krieg — begannen; einige Gänge — Feldzüge hier genannt — machten; und endlich ermattet, oder von Gewährleistern und Vermittlern zugeredet, Friede schlossen. Das war der Soldatenkrieg der Völker und Staaten gegen und wider einander.

Soldatenheer auf Soldatenheer losgelassen, ist eine Menschenhetze, wo die Kämpfer bei der ersten günstigen Gelegenheit das Weite suchen. Der Ehrpunkt ist kein wandelloser Stern erster Größe; er giebt nur einen blassen Ehrenschein, ohne Licht und Wärme: Aber der Gedanke eines vaterländischen Schutzkrieges, wo Alles auf dem Spiele steht, Alles verloren und Alles gewonnen werden kann, leuchtet und entzündet als eine unvergängliche Sonne.

Nur im vaterländischen Schutzkrieg, in der Landwehr allein, kann der Mensch mit Ehre und Pflicht einstimmig streiten, siegen und fallen. Nur da ist des Kriegers Herz im Einklange mit dem Verstande, ohne erkältet zu sein; es empört sich nicht wider die Vernunft und hat doch Leben, es brennt für's Große und glüht für's Gute und wird nicht von außenher eingegeistert, sondern von innen kommt die Begeisterung.

b. Andeutungen.

Der Eroberungskrieg ist ein ganz ander Ding, als ein Kampf auf Leben und Tod für's Vaterland. Ja, wer die Welt durcherobert hat, und alle Soldatenheere geworfen, endlich wider ein Volk heraufzieht, das die Landwehr versteht, muß hier als Lehrling seine Kriegsschule von neuem anfangen. Wenn ein ganzes Volk seine Landwehr thut, so findet der Eroberer für seine Bedürfnisse nichts, als durch bloße Uebermacht, und Muth und List machen auch noch oft diese zu Schanden. Im Todeskampfe hat ein Schwacher Riesenkräfte; welche Macht und Gewalt dann ein ganzes Volk entwickeln kann, hat noch kein Kriegesfürst flüchtig überzählt.

Die letzte Waffe der Landwehr ist der Landsturm. Ein selbständiges Friedensvolk, das alle Mannespersonen von Jugend auf zum Schutzkriege vorbereitet, und diese dann im Nothfall aufbietet, ist ein Volk von Kriegsmännern und beim Landsturm von Kriegsmenschen. Dann kämpft Alles mit, todte und lebendige Natur. Und gegen einen Eroberer, der durch seinen Krieg das Todesurtheil über ein ganzes Volk ausgesprochen hat und es wirklich zu vollziehen strebt, giebt es keine Rücksichten.

Landwehr ist die hehre Rettungskunst, die das grause Handwerk der Weltstürmer zu nichte macht. Im Landsturm wird jede Stadt ein Heerlager, jedes Haus eine Feste und jedes Ding eine Waffe.

Dann ist Jeder, so noch ein Schwert hat, reich; der es zu führen weiß, mächtig, und der für die gerechte Sache zu leiden und zu sterben sich gefaßt fühlt, unüberwindlich.

5. Volksgefühl.

Verbannung der Ausländerei.

In der ganzen Lebensgeschichte eines Volkes ist sein heiligster Augenblick, wo es aus seiner Ohnmacht erwacht, aus dem Scheintode aufsteht, sich seiner zum ersten Mal selbst bewußt wird, an seine heiligen Urrechte denkt, und an die ewige Pflicht, sie zu behaupten; endlich erkennt, daß es nur durch Selbstmord seiner Volksthümlichkeit sich unter andern Völkern verlieren kann. Ein Volk, das mit Lust und Liebe die Ewigkeit seines Volksthums auffaßt, — — — kann zu allen Zeiten sein Wiedergeburtsfest und seinen Auferstehungstag feiern.

Bewahrung der Ursprünglichkeit — — — konnte uns Deutschen noch Machiavell, der gründliche Kenner von Staatskrankheiten und Volksseuchen, nachrühmen. Ach! es wird uns jetzt viel vorgeworfen und viel auch mit Recht — Stolz doch von Keinem mehr. Unsern Ahnen begeisterte ein volksthümlicher Hochsinn, uns entgeisterte die Ausländerei.

Allgemeine Volkstracht.

Alle alte langdauernde Völker retteten sich vor der immerneuen Wütherei der Mode durch eine Volkstracht. Wir Deutschen trugen uns vor dem großen deutschen Kriege (1618) volksthümlicher und hatten eigne Bekleidungsarten nach verschiedenen Ständen.

Ohne eine allgemeine Volkstracht bringt es kein Volk hoch in den bildenden und zeichnenden Künsten.

Die deutsche Volkstracht darf keine kostspielige Uniform sein. Kleidung ist Bedürfniß des gesitteten Menschen, und die volksthümliche nothwendige Befriedigung desselben ist Volkstracht. Erhaltung der Gesundheit sei ihr erster Zweck; Wohlfeilheit, allgemeine Anwendbarkeit und Dauerhaftigkeit müssen die anderen Augenmerke sein, und doch darf die Schönheit nicht mangeln. Es habe keine Handlung Gültigkeit, als in der Volkstracht; es müsse bei jeder angestellten Zusammenkunft, auf jedem Gelage und in der Kirche jedermann in der Volkstracht erscheinen. Davon unterschiedene Arbeitskleidungen und Kinderanzüge. Auszeichnung gewisser Stände und Staatsbeamten durch Nebendinge: Gold, Silber, Stickerei und Federn. Verschiedene Farbenbänder beim weiblichen Geschlecht: Mädchen, grün; Dirnen, weiß und orange; Jungfrauen, roth; Frauen, blau; Matronen, silberfarben und blaue.

Die Volkstracht darf kein Fremder tragen, ohne eingebürgert zu sein; Keiner, der das Bürgerrecht verloren; Keiner, der nicht zur Ausübung des Bürgerrechts gekommen.

Eine Volkstracht muß nach dem Urbilde des Volks in seiner

Vollendung, mit echtem Volkssinn und hohem Volksthumsgeist erfunden werden.

Volksfeste.

Alle alten Völker, und unsere Vorfahren auch, feierten Volksfeste. Die weisesten Völkerschöpfer fanden in ihrer Anordnung Beförderungsmittel wichtiger volksthümlicher Endzwecke.

Volksfeste müssen das gesellschaftliche Leben veredeln, höhere Genüsse geben, als zu denen der Mensch sonst gewöhnlich seine Zuflucht nimmt — weil er nicht bessere kennt.

Durch Volksfeste muß es uns endlich auch wieder gelingen, Staat und Kirche zum Besten des Volks in gemeinschaftliche Wechselwirkung zu setzen. Jetzt ist das kirchliche Wesen ein vereinzeltes Getriebe. Unsere Te Deum laudamus verhallen in alten Mauern; die Kriegsgebete zum Gott des Friedens, der Gerechtigkeit und Wahrheit werden häufig Lästerungen — — —. Wir haben immer noch große Kanzelredner, ihnen fehlt nur Gelegenheit, das Volk als Volk zu belehren, es darauf vorzubereiten, daß es von der Kanzel bei wichtigen Ereignissen auf vaterländische Vorträge rechnen darf.

Der Gegenstand der Volksfeste muß volksthümlich sein, nicht Freiheit, Aufklärung, Vernunft u. s. w.: denn die gehören der ganzen Menschheit an. Erinnerung wichtiger Begebenheiten muß zum Grunde liegen, und zwar solcher, die für allgemeine Theilnahme des gesammten Volks geeignet sind.

Die Feier der Volksfeste muß einfach und sinnvoll und wohlfeil und geschmackvoll und verständlich und ehrwürdig und erwecklich sein; kein eitles Schaugepränge, kein üppiges Sinnenspiel, kein Zerarbeiten widersprechender Gefühle; eine herzige Sinnbildnerei angemessen dem Volksthum.

6. Volksthümliches Bücherwesen.

Achtung der Muttersprache.

In seiner Muttersprache ehrt sich jedes Volk, in der Sprache Schatz ist die Urkunde seiner Bildungsgeschichte niedergelegt, hier waltet, wie im Einzelnen, das Sinnliche, Geistige, Sittliche. Ein Volk, das seine eigne Sprache verlernt, giebt sein Stimmrecht in der Menschheit auf und ist zur stummen Rolle auf der Völkerbühne verwiesen. Mag es dann aller Welt Sprachen begreifen, und übergelehrt bei Babels Thurmbau zum Dolmetscher taugen, es ist kein Volk mehr, nur ein Mengsel von Staarmenschen

Achtung der Volkssprache hat Sieger und Herrscher gemacht, Verachtung hingegen und Unbekanntschaft Thronen gestürzt und große Plane verhindert.

Volksthümliche Bücher.

„Bücher regieren die Welt“ soll der Großherrscher gesagt haben, als die Preßfreiheit immer höher wuchs, wie eine Palme, die keine Aeste und Zweige, nur Krone und Stamm hat, und darum oft von den Wilden umgehauen wird, weil sie den Kohl nicht anders herunter bekommen können.

Ein Volk, das ein wahres volksthümliches Bücherwesen besitzt, ist Herr von einem unermeßlichen Schatze. Es kann aus der Asche des Vaterlandes wieder aufleben, wenn seine heiligen Bücher gerettet werden. Die Furcht der Völkerausrotter vor Volksthums-Bücher ist der sprechendste Beweis ihrer Wichtigkeit.

In volksthümlichen Schriften, die nur einzig und allein mustergültige Bücher sein können, waltet des Volks ursprünglicher Urgeist. Und der Mensch, der als Ueberbleibsel seiner Gottähnlichkeit den Trieb zur Vollkommnung bewahrt, muß doch Urbilder und Muster sich ohnedies selbst erschaffen. Wie schön, welche herrliche Erleichterung seines Strebens, wenn es also Vorbilder giebt!

Der Grieche hatte die Urgriechheit im Homer; der Neuperser wallfahrtet zum Schach Nameh; Italien mit den Trümmern einer menschengeschaffenen zwiefachen Wunderwelt, seinen Feuerbergen, Schneefirnen, Schönheiten und Erhabenheiten in jeder Mannigfaltigkeit eines ewigen Frühlings blüht in Dante, Petrarka, Ariosto und Tasso. Lusitaner und ihre Brasilischen Enkel können im Camoens einen Vorsänger verehren; aus dem einzigen Shakespeare ist der Engländer wiederherzustellen, wenn auch der Nachbar London verschlingt und die Themse verschüttet! Was setzen wir Deusche diesen jetzt schon im großen und allgemeinen gegenüber? Nur Bruchstücke, höchstens wohlgerathene Versuche eines vollständigen Bücherwesens haben wir. Denn was kann Volks-Bücherwesen anders heißen als: „ein Vorrath von Werken, die sich zu einer Art vou System unter einander vervollständigen, worin eine Nation die hervorstechendsten Anschauungen ihrer Welt, ihres Lebens niedergelegt findet, die sich ihr für jede Neigung ihrer Phantasie, für jedes geistige Bedürfniß so befriedigend bewährt haben, daß sie nach Menschenaltern, nach Jahrhunderten mit immer neuer Liebe zu ihnen zurückkehrt.“ (A. W. Schlegel). Man müßte denn so duldsam und entvolksthümlicht sich hingelesen haben, daß Makulatur und Literatur ein und dasselbe bedeuten.

Volksfaßlichkeit.

Alle großen wichtigen Weltbücher der Hörsäle strotzen voll Schulwitz. Sprachen, die nur Zungen fürs gemeine Leben haben, zu jedem höhern Aufflug verstutzt sind, sinken zur Thierheit, wo wirre Thierschälle zum Verkehr genügen. Die Volksfaßlichkeit will auch

ihre Muse haben und bedarf jetzt mehr wie sonst einer sorgfältigen wissenschaftlichen Sichtung und der Nachhülfe der schönen Redekünste.

„Den gemeinen Mann muß man nicht mit hohen, schweren und verdeckten Worten lehren. Es kommen in die Kirche kleine Kinder, Mägde, alte Frauen und Männer, denen ist hohe Lehre nichts nütze. Und wenn sie schon sagen: Ei er hat köstliche Dinge gesagt; und man sie weiter fragt: Was war es denn? sprechen sie: Ich weiß es nicht.“ (Luther nach Mathesius.) In der Kirche oder Gemeine soll man reden wie im Haus daheim, die einfältige Muttersprache, die Jedermann versteht, die Jedermann bekannt ist. Sankt Paul hat nicht so hohe und prächtige Worte, als Demosthenes und Cicero; aber eigentlicher und deutlicher redet er und hat Worte, so etwas Großes bedeuten und anzeigen.“ (Luther.) In den Uhusnestern der Lichtscheuen legte man sonst Bücher an Ketten, die neuern Ueberstieglinge möchten jetzt gern den Menschenverstand an ihre Bücher ketten. Es ist ein großes Unglück, nie vergessen zu können, daß man Gelehrter ist. Es ist ein noch größeres, wenn Nebler und Dunstlinge im Wahne ihres Hochwerths sich einen Buchzwang anmaßen; sich für eine Alleinvernunft halten, die jede menschliche Vernunft erst vernünftig machen müsse und im unseligen Aberglaubensrausche großthun: „Was wir als Urwisser zu behaupten geruhen, und als Armensteuer drucken lassen, ist wahr, und wäre es auch wider die Vernunftlehre aller übrigen Menschen.“

Volksfaßlichkeit darf nicht gemein werden, nicht eintrichtern, nicht hineinschmieren wollen; alle die unzähligen Versuche, die auf jene Abwege verirren, liefern Volksfaseleien. Volksfaßlichkeit muß mit wahrem Volksgeiste Gegenstände auffassen, die für Jedermann sind; dann werden die Bücher in Jedermanns Hand kommen und in keiner papiernen Sündfluth untergehen.

Alter kindlicher Sinn, einfältige Lehre, herzliche Biedersprache und deutschfreundliche Annäherung zum Volk, werden sie gegen jeden Untergang beschirmen. Was auch sonst noch so trefflich fürs Volk gesagt ist, kommt nicht unter das Volk. Es giebt Büchersäle voll aufgestellter Volksschriften, und der sie versteht, braucht sie nicht, und der sie braucht, kann sie nicht verstehen!

Undeutsche unvolksthümliche Bücher.

Jedes Buch sollte von Rechtswegen ein Evangelium sein, und des Lesens Nachgenuß eine Freudigung. So lautete der Griechen Gruß „Freue dich!“ Edelthaten zu verewigen, ist der Künste Unrecht, und die Großen müssen hochbelohnt werden, welche über entlehnte deutsche Stoffe deutsche Meisterwerke schaffen. Wieder strafe man auch mit gerechter Verachtung die Scheinfreunde, so sich an vaterländische Gegenstände ohne Künstlerweihe und Dichterbegeisterung wagen. Mit den Masen soll keiner Buhlschaft pflegen, und

Hochverräther sind's, welche die vaterländischen verschmähen und schänden. Die mit Gewalt sich erregenden, sich eingeisternden Reimer-, Dichter- und Schriftlinge lohne man aus, wie Alexander der Macedonier.

Gehören nicht Wieland's sämmtliche Werke sämmtlichen Völkern? Könnte der Oberon nicht in jeder beliebigen reimenden Sprache sein? Einst müssen alle in die Welt geschickten Büchermißgeburten im Stillen aufgekauft werden, wie falsches Geld eingewechselt wird. — — — Ein ungerathener Sohn, der sich seiner Eltern schämt! Verflucht der Schriftsteller, der sein Volksthum vor dem Auslande schmäht!

7. Häusliches Leben.

Schau.

„Die Ehe ist das große Wunder der Welt" predigt Luther, und eine glückliche das allergrößte Wunderwerk, darf man noch hinzusetzen. Menschen werden vereinigt, die oft Zeitlebens nie vorher an einander dachten; es werden verbunden, die sonst nie ahneten, daß sie einst zusammenleben sollten; es knüpften ein Band, die noch nicht kennen, was es bedeutet. Männer und Weiber — die meisten sind Thoren, wenn sie das Ehebündniß schließen. Außendinge ziehen zuerst an, Nebendinge locken: Schönheit, Reichthum, Geschlecht.

Die Menschen halten es der Mühe nicht werth, sich um das gegenseitige Innere zu bekümmern. Die Männerlinge nehmen sich Weiber, weil es ihre Väter gethan, und andere Leute noch jetzt thun. Und die aus der Weiblichkeit weggelebten Menscher nehmen sich Männer wie ein Umschlagetuch, wie eine Feder zum Kopfputz, wie eine Schleppe zum Feierkleide. Rangluft, Vermögengeiz, Versorgungssucht, Gier nach Beehrungen sind die Ehteufel, so in den Schwindelköpfen der jungen und alten Männerjägerinnen spuken. Ernst ist das Menschenleben, und jetzt ernster, wie je, weil am meisten mit ihm gespielt wird. Das Hausleben ist auch eine Welt, und was auf der großen Bühne verkehrt, spielt auf der kleinen auch. Hier erhält nur den Lebensmuth und die Lebenskraft das emsige, unermüdliche, standhafte Mitleben. Entsagen, Entbehren, niedergekämpfte Wünsche, überstandene Fehlplane, ausgeträumte Lügenhoffnungen heißen die Siege des häuslichen Kampfs; und nur Treue und Wechselliebe durchwirken die Leidensgeschichte mit Blumen. Dazu gehört aber ein Sicheinanderimmermehrwerden, ein Nichtgestatten von Berauschungen der Flitterzeit, gemeinschaftliches Streben, sich liebend vollkommener zu leben.

Es ist eine unverzeihliche Eitelkeit verdrehter Thörinnen, wenn sie glauben, den ersten, den besten Bewerber und Ansprecher nach ihrem Gedankenbilde zum Gatten zu gestalten. Es ist eine tollkühne Anmaßung übergeschnappter Mannspersonen — wenn sie im Blindekuhspiel ihrer Einfälle in den dicksten Mädchenrudel hineinrennen

und aus der Ergriffenen eine Gattin nach Belieben ziehen wollen.

Der Mann soll kein Schaustück der Frau, sie kein Spielzeug für ihn werden. Wo ein Wesen nur das andere für sich und nach sich bilden will, muß das letztere zum todten Mittel verderben. Wenn es aber sein Menschenthumsrecht fühlt, so entzweit es sich zum nachtragenden Groll oder offenbaren Krieg. Anbilden läßt sich dem Menschen einmal nichts! Was der Mensch an Bildung gewinnen soll, kann ihm nur eigene Selbstthätigkeit erwerben. Wer die zu erwecken versteht, ist ein tüchtiger Erzieher und ein Meister, wenn er auch nirgends eingezünftet ist. Die größten Lehrmeister des Menschengeschlechts waren, sind und bleiben: Noth, Beispiel und Liebe!

Der mächtigste Gewaltherr — ohne Liebe eine furchtbare Menschentrümmer, wo das Schönste zur Vollständigung fehlt. Die vorzüglich Begabte — ohne Liebe, eine Verwiesene, Verbannte, Geächtete. Jener haßt und zerstört und raset zum Fluch; sie muß hassen und verfolgen und sinkt zum Abscheu.

Wer mehr lernen muß? Mann oder Weib? So sollte kein Vernünftiger mehr fragen. Das Weib hat viel zu lernen, auf schwere Dinge sich vorzubereiten, muß viel verstehen, nur bei Leibe nicht, was bloß äußerlich glänzt. Hausfrau, Gattin, Mutter, alle diese weitläufigen Fächer wollen gelernt sein.

Das erste schon, die Grundlage der andern, ist ein Inbegriff vieler Kenntnisse und Geschicklichkeiten. Die innere häusliche Wirthschaft verträgt nicht das Durchschadenklugwerden; das Zurathehalten des Einkommen, was wahres Erwerben ist, läßt sich nicht wie eine neue Putzart absehen; die Eintheilung des Verdienstes, worauf Alles ankommt, ist kein Fingerspiel; Innenordnung überhaupt gedeihet nicht unter Launen. Gattin soll die Braut werden, ein Mitwesen Eines geliebten andern, Eins mit ihm, wie rankend Immergrün mit der Eiche. Einen stillen Lebenskreis soll die Erwählte ziehen um den Einzigen, wohin keine Sorge, keine Arbeitsbeschwerde, kein Geschäftsdrang, keine Zerstreuung hineindringt. Hier soll sie Hohepriesterin sein, auf dem häuslichen Altare das heilige Feuer unentweihter Liebe nähren, daß des Mannes Kraft fürs Allwohl nie erlösche, er nur freudiger hinaus ins Lebensgewühl stürze, wie zum Siegesfest nach vollbrachter Arbeit rückkehre zu häuslichen Freuden. Gattin kann nur die sinnige Hausfrau sein, nicht die Tausendkünstlerin, die in fremden Zungen plappert, nie des Herzens Sprache versteht und redet; feingeziert ist, ohne Biedersinn; der Mode Veränderlichkeit ihr Schmetterlingsherz weiht, darüber Mann und Kinder vergessend, sich putzend als Eroberin ausrüstet, ohne sich je mit bescheidener weiblicher Würde geschmackvoll zu schmücken. Nur die tüchtige Hausfrau wird eine wackere Gattin werden, des Mannes vertrauteste Freundin und die immerneugeliebte Geheimnißbewahrerin seiner Freuden und Leiden. Sie wird ihm abnehmen die bei Kleinem abmüdenden inneren Unannehmlichkeiten. Ihm kann alsdann

nur das Außenleben zusetzen, im Innern seines Hauses wird er dafür jederzeit neue Beruhigung finden. Sein Haus wird Einfachheit schmücken, Reinlichkeit zieren und Ordnung bereichern. Die Brave wird hier Allseele sein, jedes Geschäftes Triebfeder. Mit bescheidener Umsicht wird sie das Kunstwerk im Gang erhalten; doch wird man keine Künstlichkeit gewahr werden, selbst die schaffende Kunst der Meisterin nicht erschauen. Sie wird nicht viel Redens von sich machen; ihr wird nicht Weihrauchsopfer der Bewunderung den schlichten deutschen Frauensinn benebeln; sie wird sich nicht zur Gesellschaftsvorsitzerin hinaufdrängen, nicht als oberste Balltummlerin schwärmen, Anbetergeschmeiß kann nicht den Boden vor ihren Knieen besudeln: Aber ihr Lohn wird unaussprechlich groß sein; nirgends glücklicher, als bei ihr, wird sich ihr treuer Gemahl fühlen.

Solche Gattinnen werden das höchste irdische Glück genießen — Menschenmütter zu sein; jede Unweiblichkeit kann nicht weiter als zur thierischen Mutterschaft kommen. Ihnen wird sich die Liebe erneuern, verjüngen, vermehren: Sie werden leben, weil sie lieben. In ihren Armen wird der Mann alles Leid vergessen, an ihrem Busen selbst dem Tode zulächeln: denn sie werden dem Manne den Wonnebecher des Lebens reichen, Liebe wird er trinken und in der Thatlust Unsterblichkeit.

Warnungen.

Die Ehe bleibt der Liebe feste Wohnung, die Buhlschaft wird der Liebe Todtengruft. Buhlwesen findet in und außer der Ehe statt, doch das ineheliche ist das ärgste. Wer dem Buhlteufel einen Götzentempel im Ehegemach aufrichtet, dem muß allerdings des Predigers Segen zum Fluch werden. Unmäßigkeit, Verlassen der Natur, Schamvergessenheit, Mangel an Herzensreinheit, Verlust der Keuschheit durch unmenschliche Neugier und thierische Geschmacklosigkeit — sind die Todtengräber des häuslichen Glücks.

Mäßigkeit bleibt die Würze der Sinnenfreuden, die Arznei des Genusses, die Seele des Lebens. Jeder Mann tauscht die Menschheit mit der Viehheit, der Mannheit und Mannlichkeit durch die Kraft der Zuchtthiere und Beschäler zu beweisen wollüstelt. Er ist schon geistig und sittlich entmannt, und verdient, solche Greuel auch leiblich unter dem Hämmlingsmesser zu büßen.

Natur bleibt immer neu, wird nimmeralt. Dem Feinzüngler, dem die gesunde Hausmannskost nicht mehr mundet, fehlen Hunger und Arbeit. Trunkenbolde, Nimmersatte und Schwelger werden nicht geboren, sie sind eigenes Zerrwerk. Kunstwollüstler sind entmenschte Ungeheuer; leider halten Staaten in den öffentlichen Unzuchtshäusern ihnen Schulen.

Schamhafter, als die heutigen Zierlinginnen in erkünstelter Nacktheit, bleiben die Wildinnen trotz ihrer natürlichen Blöße; denn sie lassen sich am Tage nie von ihren Männern umarmen. Dagegen scheint unsere heutige Jugend aus dem Nachmittagsschlummer

der Eltern hervorgegangen, und eine gewitterschwüle Schwere- und Dumpfheit der Dämmerer Empfängnißsünde zu beurkunden.

Herzensreinheit allein schützt das Allerheiligste des Menschenlebens gegen Frevel und Entweihung. „Die eheliche Liebe ist und soll sein die allergrößte und lauterste Liebe von allen Lieben. Ueber alle gehet die eheliche Liebe, das ist eine Brautliebe; die brennet wie das Feuer und suchet nicht mehr, denn das eheliche Gemahl. Die spricht: Ich will nicht das Deine, ich will weder Gold noch Silber, weder dies noch das, ich will dich selbst haben. Alle andere Liebe suchet etwas anders, denn den sie liebet; diese allein will den Geliebten eigen, selbst, ganz haben." (Luther.) Darum müsse jedes eheliche Erkennen nur wiederholte Anvermählung sein, vom ersten am Brautabend.

Keuschheit ist die Lebensverlängerin der ehelichen Bräutlichkeit. Psyche verlor den Amor durch Neugier. Die Nacht ist die Mutter vom ersten Tage, im Geheimen schafft die Mutter alle Werke, ihre Schöpfungen werden offenbar, ihr Schaffen nie. Unsere Alten waren keuscher. Da machte wohl die Mutter der mannbaren Jungfrau das Brautbett; jetzt lassen sich die Mütter und Töchter umgehen, und kommen bald diese, bald jene wetteifernd in die Wochen. Was würde jener römische Sittenrichter dazu sagen, der Jemanden bestrafte, weil er seine Frau in Gegenwart der erwachsenen Tochter geküßt hatte? War er zu strenge, so sind unsere Eheleute zu leichtfertig, die bis zur ekelhaften Widerlichkeit in öffentlichen Gesellschaften sich nicht entsehen. Doch sollen, nach der Bemerkung eines scharfsichtigen Ehekenners solche das Spiel am weitesten treiben, die am wenigsten von einander halten.

Vorurtheile.

a. Lebensansichten.

„Die Kunst ist lang, das Leben kurz" konnte noch Hippokrates sagen; jetzt ist die Kunst schon weit länger und das Leben noch weit kürzer. Allerlei Schulen giebt's, für's Leben eigentlich keine, als es selbst. Doch bleiben von der Ansteckung der Verderbniß diejenigen am häufigsten frei, so die Jugend in dem reinen Lebenskreise der Häuslichkeit vollbrachten. Immer aber wird der Mensch ausgesteuert mit vielen Verhaltungsregeln für das, was nur äußerst selten vorkommt; darüber werden Belehrungen vergessen über das, was jedem Erdensohn tagtäglich begegnen kann. So folgt auf frühes Lossprechen von den Lehrjahren das Durchschadengewitzigtwerden, und wohl dem Menschen, dem es noch so gut wird.

So viel Noth ist jedem Menschen zu wünschen, als er siegreich durchkämpfen kann; so viel Unglück, als er mit hochsinniger Selbstkraft erträgt; so viel Leiden, als erfordert werden, sich ganz verstehen zu lernen. Aber aus Erfahrungen und Erlebnissen in grollenden Herzen, bei dem Feuer versagter Wünsche Gifte kochen, und sie als

Lebensweisheit an Nachdenkenslose anbringen, ist entmenschte Verteufelung. — Aufrichten muß die Stärke, nicht niederwerfen. Der Leichtschwindelnde läßet sich gern über Stege leiten, auch auf dem Lebenspfade reicht man gern die Hand hin zum Sichführenlassen, nur muß man sicher sein, daß sie nicht jämmerlich zerdrückt wird. Leider bringen Schicksale und Erlebnisse auch sogar den Verschlossensten dahin, daß er sein Herz vom Herzen sagt und klagt, und in dem Augenblick nicht bedenkt, ob er auch ein anderes dadurch bedrängt. Wundervoll besaitet ist des Menschen Herz. Manche Saiten rührt ein Sonnenstrahl zur Wohlbewegung und lebhafter noch selbst das matteste Durchschimmern des Morgensterns der Hoffnung; andere hingegen erklingen am lautesten im Lebensstrom, gewisse aber auch nur dann allein. Darum dürfen Leidende, Unglückliche, Imlebenverarmte nicht unter das gewöhnliche Menschenmaaß gestellt werden. So müssen sie aber auch wieder ihr Armenrecht ehren, nicht mit der Menschheit grollen, die doch nie ihnen was zu Leide gethan. Ein Mann muß immerfort der Verderbniß entgegnen, widerstehen, bis zum Hinschwinden, und ereilt ihm auf seiner Heldenbahn endlich der Unglückstag, so sei der Fall kein Sturz, nur ein edles Sinken mit Anstand. Es kann ja doch Keinem etwas Höheres begegnen, als Lieben und Leiden. Und liebend und leidend ist der Mensch der höchsten Gedanken empfänglich, mit Inbrunst und Andacht umfaßt er das Heilige, der spitzfindigste Trugschluß ist armseliger Angriff, in seines Herzens Fülle begreift er Unsterblichkeit: Nur leeren Seelen genügt eine ewige Leere.

b. Die erste Liebe.

Man kann liebend nur die Liebe lieben, und damit fängt gewöhnlich jede Liebe an. Das ebenerwachte Gefühl hervorgelebt wie auf Schöpfersruf aus der Urleere, heißt irrig die erste Liebe, und Manche verirren noch weiter, weil sie diese sogenannte erste Liebe sogar für die einzige halten. Ein lebenzerstörender Wahn! die erste Liebe, das ist der Liebesanfang, ein Morgenstrahl der Ewigkeit in die irdische Herzensnacht, erlischt nicht wieder. Denn diese erste Liebe ist das erste Sichselbstbewußtwerden eines liebenkönnenden Herzens, dem das Gefühl eigener Liebebedürftigkeit vorhergeht und liebesuchendes Sehnen. Solche Liebe kann lange noch gegenstandlos sein, ehe sie sich vom Irrsehen ahnend auf ein Wesen festet.

Was die erste Liebe genannt wird, lebt fort in der zweiten, in jeder nachfolgenden, wird in jeder späteren neugeboren: Denn die Liebe ist ewig und Eins und zählt Wonnen nicht nach armseligen Zahlen, rechnet sich nicht die Pulsschläge des Herzens nach dem Einmaleins vor: und die Liebewelt ist erst die Welt, Vermählung von Himmel und Erde. Das Erwachen der Liebe ist eine Schöpfungsliebe, ihr Streben nach Vereinigung ist eine Brautliebe. Mannichfalter als die Sprache ist die Liebe, grob unterscheidet dagegen die feinste Sprache, unsere Deutsche nicht ausgeschlossen, die

doch Wörter der Liebe hat, wo manchen hoffarthenden Völkern kaum dunkle Ahnungen vorschweben.

Welches engherzige Wesen, das sich im unglücklichen Einmal für immer ausgeliebt hat! die Sonne geht auf und geht wieder unter, geht unter und wieder auf. Morgen- und Abendroth begrenzen das Tagewerk des Menschen, aber das Menschenherz schlägt fort im Schlaf. So stirbt bei bessern Seelen, im liebeleeren Dasein, im ungeliebten Leben die Liebe der Liebe nicht.

Eherecht.

Ueber die Ehe ist das Meiste ehebrecherisch geschrieben, selbst Gesetzbücher machen keine Ausnahme. Ehe heißt Gesetz, darf es nun also wohl Kebsehen und linke geben? Wenn — die Ehefrau sich nicht darum bekümmern darf, wie viel Kebsweiber und Buhlinnen der Mann sich außer dem Hause hält, wenn er sie nur nicht hineinbringt: So wird das schöne Geschlecht dadurch verthiert, der Staat ein öffentliches Unzuchtshaus und das Eherecht eine Hurenwirthschaftsordnung.

Warum wird nur der ehebrecherische Geistliche entsetzt? Jeder Staatsdiener muß es werden bei solchem Vergehen, und jeder Bürger mit dem Verlust der Bürgerehre gestraft werden. Wer seinen heiligsten Schwur leichtsinnig gebrochen hat, dem kann es wohl nicht viel Gewissen machen, ein Schurke zu sein, wo es Vortheil bringt? Auf Treue und Glauben beruht die bürgerliche Gesellschaft und das ganze menschliche Leben. Wo das Wort nicht mehr gilt und der Eid nicht geachtet wird, hört die Ehre auf und die Redlichkeit.

Die meisten Menschen sind Kinder der langen Weile, der Unzucht, der Wollust und gar der Frohn; und nur der Liebe sollte jeder Mensch sein Dasein verdanken. Wer noch je menschlichgroß etwas leistete, war gewiß von der Liebe erzeugt und empfangen, getragen, geboren, erzogen. Und zur Ehre der Menschheit kann man beweisen: Nur selten fallen außerhalb der Ehe Kinder der Liebe.

Allzuleichte Ehescheidungen, besonders wenn sie jeder Unterrichter vornehmen kann, sind vom Staat geduldete Mörder und Giftmischer. Der Staat hört auf, ein deutscher, ein christlicher, ein menschlicher Staat zu sein.

Ehrlosigkeit strafe den Mann, der sich um ein Kind bewirbt, und Schmach treffe das Frauenzimmer, so die Rechte der Liebe genießen will, und noch nicht die hohen Pflichten derselben zu übernehmen im Stande ist.

Huldigung des weiblichen Geschlechts.

Je menschheitlicher ein Volk, je größer die Huldigung des weiblichen Geschlechts. „Deutsch“ müßte das dritte heilige Wort sein, was in allen Sprachen jedes Mädchen nach Vater und Mutter, zu-

erst lallen sollte. Es ist in der Geschichte kein Volk bekannt, was mehr für das weibliche Geschlecht gethan hat.

„Andere Wilden verachten ihre Weiber, aber unsere Mütter standen in übertriebenem Ansehen; und so ward der Deutsche von jeher von seinem Weibe beherrscht. Der Mann, der von der Gottheit Rath und Klugheit haben wollte, mußte suchen durch Mittel sie zu erlangen. Nicht so das Weib, in ihr wohnte schon was Göttliches, und ihr näherte sich die Gottheit. Sie gab Rath, den die Männer befolgten, sie sah Dinge voraus, an die der Mann nicht dachte, und es entstand die Ehrfurcht vor ein Geschlecht, das andere Barbaren ehemals und jetzt zur steten Arbeit und Sclaverei verdammten.“ (Anton's Gesch. deutscher Nation).

In der deutschen Urzeit wurde das Weib nicht zur Wolluftfrohne entmenscht, nicht zum Sinnenspiele eingebildeter Uebermenschen entweiblicht. Das altdeutsche Biederweib schenkte ihre Liebe nur dem Ehemann, und Ehe heißt gesetzlicher Bund und war Verein auf Leben und Tod. Die Germania gab sich nicht zur Magd eines unvermählten Gebieters hin, ließ sich in kein Frauenzimmer sperren, wollte keine zum Staat gehaltene Puppe sein, und verschmähte einstweilige frühe Vergötterung, die der Locksucht genügt. Als Gattin — oder Gleiche zum Gleichen gesellt — als Lebensgefährtin zu Freud und Leid, konnte sie nicht des Ehegemahls Herz mit Nebenbuhlerinnen theilen, und nicht Kebsweiber dulden, weder in, noch außer dem Hause. — — —

Nur ein Muhammed, mit dem Doppelschwert der Pfaffheit und Zwingherrnschaft wüthend, verteufelte sich so weit, das schöne Geschlecht zu entweiblichen und entmenschen; es zum Gefäß des groben Bedürfnisses für seine Ausrotterbanden und Henkersheere zu stempeln, und ihm zum Lohne das Paradies, gleich unreinen Thieren, zu versagen. — — —

Deutsche, glaubet den Thoren nicht, und predigten sie auch durch Hunderttausende, daß des Weibes Bestimmung ein untergeordneter kleinlicher Wirkungskreis sei; sein ganzes Leben wird nur ein nebengeordneter, wichtiger, großer, nothwendiger, wenn gleich nicht mit Rauschthaten lärmmachender, nieruhender Geschäftsgang. Nicht für die grübelnde Wissenschaft, nicht für die große Weltbühne schuf die Natur das Weib. Sie meinte es besser mit ihm, als seine lockenden Weltverführer. Einen mildern, menschheitlichern Boden vertraute sie seiner Bearbeitung. Und dazu genügt, wenn der Verstand zur Unterscheidung des Wahren und Rechten gebildet, das Herz zur Güte und zum Wohlgefallen am Schönen veredelt wird. Das ist der Weiber Gelehrsamkeit! Und besitzen sie diese, so kann ihnen niemals die Gabe fehlen, Freude und Frohsinn um sich zu verbreiten. Dann machen sie ihrem Altdeutschen Ehrennamen Ehre, bleiben F r a u e n, frohe, frohmachende Wesen.

Wichtigkeit.

Nur von den wackern Hausvätern und Hausmüttern werden alle Staaten eigentlich erhalten. Ohne Ehe und häusliches Leben wäre der Mensch längst ein reißendes Thier; würde die Menschenzucht auf gut thierisch fortgesetzt, doch die Menschheit nicht mehr fortgepflanzt. Mannthiere und Weibthiere würden sich wie Wölfe belaufen, wie Spinnen nach befriedigtem Geschlechtstrieb verzehren. Aber die Hölle scheint nur, der Himmel ist mächtiger. Wüstlinge und Ausschweiflinge suchen sogar in den Armen der Unschuld sich durch keusche Liebe zu entsündigen. Die Liebe lässet den Menschen nicht in die Thierheit zurücksinken; wenn auch ein Lügenprophet über den andern, mit Verblendnissen und Zaubereien der abgefeimtesten Verdrehungskunst aufsteht. Alle große Bösewichter kannten kein häusliches Glück; und die mehrsten groben Verbrechen entstehen aus zerstörter häuslicher Glückseligkeit, ja die schauderhaftesten, um sie zu erringen. Wem im Hause nicht mehr wohl ist, wird selbst das Vaterland bald zu enge, er verläuft in die Welt als Irrmensch: Je mehr der Mann — Mann ist, liebt er das Weib; aber seine Menschenwürde achtend und ehrend. Er liebt nur Eins, denn die Liebe verträgt keine Theilung. Der Mann im Vollsinn des Worts liebt nur das weibliche Weib, und das weibliche Weib nur den männlichen und mannlichen Mann.

Runenblätter.

1. Walte.

Walte und Waltung sind immer das Wichtigste und Wesentlichste in einem jeden Staatenwesen von Sprach- und Stammverwandten. Ohne solche Offenbarung des Gemeinwillens, ohne seine Vollstreckung mit Gemeinkraft zum Gemeinwohl ist keine Staatengemeinde denkbar und möglich. Nur Walte und Waltung schaffen die Gemeinschaftlichkeit in Rath und That, und das Gemeingefühl in Freude und Leid. Sie verleihen dem vieltheiligen Ganzen, dem gliederreichsten Leibe einiges und inniges Leben, Weben und Streben. Durch diese gemeinsame Rege wird ein Staatenwesen, Staatenwelt. Nur ein Wirrsaal ist waltlos und haltlos. Waltlosigkeit bleibt jedes Staatenwesens Verderben, woran es langsam und um so qualvoller verendet. Die alte, mittlere, neue und neuste Geschichte weiß davon mit Grausen zu erzählen. Walte und Waltung haben vom grauen Alterthume her nach Zeit, Ort, Volk und Sprache die verschiedenartigsten Benennungen. Es hat ganz waltscheue Völker und Zeitalter gegeben, die dann im ewigen Trubel und Strudel der Waltlosigkeit sich zerrieben und zertrieben. Solchen schien dann sogar ein Glücksstern aufzugehen, wenn durch irgend eine Anmaßung eine Scheinwalte entstand.

Waltlosigkeit stürzt in den Kreislauf der Umwälzung. Sind deren erste Schauer vorüber; so liegt das Volk in einer Abspannung, wo ihm Ruhe das erste Bedürfniß scheint. Jede Umwälzung bringt ihren eignen Ruhwart hervor. Ist er dann nur selbstbestallt, selbstwaltig und selbsüchtig, so hört die Ruhwartschaft (Diktatur) durch seinen eignen Walteraub (Ursupation) auf, den er sich durch Zwingherrnkünste zu sichern sucht, bis auch die Zwingherrschaft in Waltlosigkeit untergeht. Das ist die Sündenbahn eines waltescheuen Volks.

Eine verfassungsmäßige Walte ist eines Staatenwesens größte Weisheit und Wohlthat, sein Hort und Heil, weil sie dem Wirrwarr der Umwälzung vorbeugt, woraus nach dem Faustrecht des Stärkern wiederum eine Walte hervorzuringen sucht. Darum muß zuvor das Gesetz ordnen, was sonst der Zufall hervorbringt. Noth hat kein Gebot! der vom Gemeinbesten beseelte Ruhwart kann das Gemeinwesen nur durch Einführung einer gesetzmäßigen Walte gegen neue Umkehrungen sichern. Die Walte ist das Steuer des Staatenwesens, der Schlußstein seiner Gemeinhalle.

2. Kleinstaaten.

Kleinstaaten können sich im Frieden nicht regen, im Kriege nicht retten. In der Mitte von entgegenstrebenden Reichen kommen sie selten zu Luft und Licht. Als Zwischenliegern wird ihnen die Rolle eines Gleisners und Achselträgers aufgenöthigt. Sie beugen sich jedem Sturm, weichen jedem Stoß, und bücken sich jedem Schlag. Bei ihnen hat der Stärkere allezeit Recht. Um ihr Dasein zu friten, scheuen sie bei aller Worthoheit keine Niederträchtigkeit und spielen jede anbefohlene Rolle starr, stumm und steif, wenn sie nur der Schein tröstet, daß sie mit auf der Weltbühne bei den Handlungen dabei sind. In einem Staatswesen sind sie lästiger Ballast, nie ist auf ihre freie Anstrengung mit Sicherheit zu rechnen. Zur Zeit der Anfechtung fallen sie ab, und mehren die Macht des Feindes. Die Kleinstaaten sind Einsiedler in der Reichsgesellschaft; ihre Einsamkeit stimmt nicht für das Gemeinsame. Als schutzbedürftige Wehrlose haben sie große Leiden und kleine Freuden. Im Frieden vertreten, im Kriege zertreten, ist ihre Geschichte. Dabei trösten sie sich pfahlbürgerlich:

„Die wilden Eroberer kommen und gehen;
Wir gehorchen aber, und bleiben stehen."

Durch die Kleinstaaten bricht die Fluth in den Landesverband und der Heersturm findet diese Lücke. Sie sind die ewig offene Straße, worauf die Unterjocher einziehen, ein Thor, was jeder Gewalthaber einnimmt.

Das Recht der Selbständigkeit beruht auf Selbstwehr. Wer jedem An- und Zugreifen zur Hand liegt als gedeckter Tisch, und zu jeder Unbill ein freundlich Gesicht machen muß, sollte billig nicht von Hoheit reden. Ein solcher Staat ändert nur seinen Bemäch-

tiger, und ist glücklich, wenn er in ihm einen wirklichen Schutzherrn bekommt, der nicht Schutzgeld verlangt, und dem Zuzug (Contingent) nicht zu folgewidrigen Eigenfehden aufbietet.

Milderungsnamen machen keine Sache anders, leichtern keine Last und heilen kein Uebel. Wer nur unter fremdem Schutz und Schirm besteht, und doch sich ziert, als sei er selbständig, hat ein Sein ohne Wesen. Als immer bedürfender Schutznießer sollte er sich billig der Gesammtheit seiner Sprach- und Stammgenossen als Mittheil anschließen, als Glied einverleiben. Schutzgenoß und Trutzgenoß, Schutzgeber und Trutzgeber müssen Eins sein.

Zu einer großen Gesammtheit zu gehören, erweckt, erhebt und ermuthigt, zu einer festen, verbundenen Gemeinde gehören, läßt nicht gemein werden. Volksgenosse sein, erfüllt mit Volksthum.

Darum wird ein kriegsrechtes Heer so leicht Herr über eine Horde. Für die Größe zur Größe gehört ein umfassender Name. Der Name ist das Hochpanier eines jeden Volks. Deutsch ist ein Ehrenwort durch alle Zeitläufte geblieben, und doch weiß kein Forscher sein Alter, seine Ueberlieferung und seine Fortpflanzung. Niemals haben Gesetze und Verordnungen diesen Namen anbefohlen. Das Volk hat dies heilige Losungswort nie vergessen, wie es auch freiwillig niemals seinen Bund zerrissen hat.

Kleinstaaterei kann sich nie zum Volksgefühl erheben. Die Kleinheit, so etwas Großes vorstellen und etwas Gewaltiges aus sich machen will, platzt in ihrer Kleinheit. Vaterlandsliebe zeigt sich nur in einem Vaterland und für ein Vaterland. Aber zum Vaterland gehört mehr als Heimath, Haus, Hof und Heerd. Das Vaterland muß Hochgefühle wecken, Hochgedanken erzeugen, ein Heiligthum sein und ein Heldenthum werden. Erbärmlichkeit ist das Grab alles Großen und Guten. Rhein — Rinnstein! Berlin und Berlinchen! Wien und Winzig! Leipzig und Laußig!

Die Einzelgröße führt zur Gemeingröße; nur muß sie sich nicht Alleingröße dünken, und sich wahngeschaffen als solche vorstellen. Große Eigenthümlichkeit, große Wissenschaft, Kunst, Gewerbe, großer Reichthum und große Landsässigkeit gehören zur allgemeinen Wohlfahrt. Ein großer Landsaß mag immer zur Wohlfahrt des Gemeinwesens ein großer Herr sein, nur darf er sich nicht als Großherr wähnen. Mag er doch seine Grundstücke und Besitzthümer als Eigner bewirthschaften, aber Hoheitsrechte verlangen, ist Hochverrath für Jeden, der nicht den Hoheitspflichten gewachsen ist.

Die Kleinherren machen das Gute verkehrt, das Große lächerlich, thun im Scherz zuviel, im Ernst zu wenig. Immer der alte Warnerspruch: Ich wollte gern, aber ich kann nicht. Die Kleinstaaten entäußern sich keiner Herrlichkeit; sie heben nur wörtlich auf, was sie wirklich nicht mehr haben und nie haben können. Sie verlieren keine Gerechtsame, als die sie ohnehin nicht ausüben können, und gerade dann am wenigsten können, wann sie es sollten, und Noth am Mann ist.

Pflichten werden ihnen abgenommen, so sie nicht zu leisten vermögen; eine würdelose Last, worunter sie sonst erliegen. Sie geben freiwillig auf, was bei jedem Angriffe verloren ist. Es wird aber Keiner sein sicheres Eigenthum nennen, was Jeder nach Lust und Belieben sich zueignet. Es kann als keine Schutzwehr gelten, dessen sich im Nu der Feind bemächtigt und als Gegenwerk in Stand setzt.

Fug beruht auf Fähigkeit, Befugniß darf nicht der Unfähigkeit verliehen werden, Ansehen und Würde reimen sich nicht mit Schwäche und Ohnmacht. Niederlegen muß ein Amt, wer ihm nicht gewachsen; abtreten vom Posten, wer dort nicht bestehen kann; aufgeben das Geschäft, was seine Kräfte übersteigt. Wer sich selber übersetzt und übertheuert, muß mit Reumuth Erlaß suchen.

Die Unmündigen bedürfen eines Vormundes, die Rechtsunkundigen eines Beistandes, die Waisen eines Verwesers.

Durch die Zeit allein wird kein Staat vollrechtig. Für ihn giebt es keine andere Volljährigkeit, als die Vollfähigkeit zur Walte. Die Schaltesucht ist der Tod jedes Staatenwesens.

Durch eine Dauerwalte werden aus Namenherren wieder wahre Fürsten, Volksvorsteher, die Ersten unter ihres Gleichen; echte Barone und Würdenträger, Freiherrn von Willkür, Anwalte der Gesetze, wozu sie selbst ihre Zustimmung gegeben haben; Herzoge des Heerbannes in der Landwehr, wie ihre Altvordern.

Dafür geben sie eine sogenannte Unabhängigkeit auf, so sie vom Auslande immer abhängig machte. Als Ausgeschiedene von der Staatengemeinde konnten sie es nur mit dem Feinde halten und wurden dadurch Erbvögte, Erbschergen, Erbzwinger, Erbzöllner und Erbsünder.

Die Vielstaatigkeit ist ein Hauptmittel zur Erziehung eines Großvolks. Mit den Staatenwesen ist es wie mit Forsten. Erst dicht gesäet, damit die Kronen aufstreben. Nach und nach sterben die Nebenbäume ab, die Mitstreber gehen aus, zuletzt bleiben nur Dauereichen.

Der Eigenbestand der Kleinstaatigkeit ist die Schonungszeit der Jugend. Mitstaaten werden Mitbündner, Mitstände — Reichsgenossen. Sie müssen nach der ewigen Ordnung der Dinge sich dem Mitstaate verbindend anschließen, der sich als Richtstaat ankündiget, als Reichserrichter begründet und zum Allwohl waltet.

Nur auf den Schein verzichten die Kleinstaaten, auf Scheinsucht und Scheinthuerei. Dann wird dadurch sogleich ihr künftiges Sein geordnet und gefestet. Und fürderhin ist ein beliebiges Trennen, ein Entsagen nach Willkür, Abfall, böslich Verlassen und Bruch nicht ohne Selbst- und Gemeinverrath denkbar. Der gemeine Feind ist auch der besondere, und der Störenfried des Einen der Angreifer von Allen. Anders meinen und thun gilt dann hochverrätherischer Bundesfrevel.

Nur in seiner Bündigkeit besteht ein Bund, nur durch Gedie-

genheit gedeiht ein Staatenverein. Nicht jeder Maulwurfshügel, Graben und Schlagbaum zeichnet eine Grenze. Das gemeinsame Vaterland reicht über die Bannmeile des Kleinstaats hinaus, nur der sprach- und stammfremde Wälsche und Wende ist ein Ausländer: das heilige deutsche Reich ist Freistaat für jeden deutschen Biedermann.

3. Sonstige Neben- und Gegen-Deutschlande.

Nur **ein** Deutschland darf sein! Mehrere sich einander fremde Deutschlande darf es hinfort nicht geben, wo das eine im Kriege verblutet, das andere unbekümmert im tiefsten Frieden volksvergessen hindämmert, bis die Reihe an dasselbe kommt, und der Weckruf der Kriegsposaune seinen jüngsten Tag droht. Gleichzeitige Neben- und Gegendeutschlande sind zu ohnmächtig und unwichtig, und fallen nach einander, wenn sie nicht gar schaltsüchtig dem Erzfeind zufallen. Deutschland hat sich immer nur selbst überwunden und den Eroberern in die Knechtschaft geliefert zur Römer-, Hunnen-, Schweden- und Franzosenzeit. Die Fremden sind jederzeit nur durch deutsche Heere unsere Herren geworden. Gegen Avaren, Madscharen, Slaven, Normanen, Mongolen und Türken hielten wir einmüthig zusammen.

Bündnisse sind vorübergehende Zeiterscheinungen, bleiben Erzeugnisse wankelmüthiger Staatsklugheit und geben eine Nennmacht mit Zahlentäuscherei und verborgenem Kraftschimmer. Sie bleiben bei aller Rechenkunst Wegspiele.

Statt solcher Bündnisse und Gewährleistungen muß die deutsche Staatenwelt eine nach Innen und Außen geschlossene Staatengemeinde bilden.

Oestreich und Nordreich (Preußen) müssen stehen als Wahrer des deutschen Gemeinwesens, als die Markmänner der offenen Grenzen. Aus Markgrafthümern oder Reichsvorwerken sind sie entstanden, und die Nothwendigkeit der uralten Markgrafschaft wird nimmer erledigt.

Für alle Ewigkeit hat nun die Erfahrung in der schaudervollen Franzosenzeit alle Deutsche sichtbar, hörbar und fühlbar belehrt, daß kein deutscher Staat für sich allein einzeln selbständig bestehen kann, sondern nur im gesellschaftlichen Verbande mit der Gesammtheit seiner Stamm- und Sprachgenossen; daß die Selbsterhaltung nur aus dem nachbarlichen Vereine zur deutschen Staatengemeinde hervorgeht — fremde Gewährleistung, Schutz- und Schirmschaft immer selbstsüchtig Vorurtheile zu ziehen sucht, die mit Deutschlands Wohl unverträglich sind.

4. Deutschland, Europas Mittelland.

Deutschland, Europas Mittelland, hat niemals innige Einheit gehabt, als seine Vaterlandsfreunde zu allen Zeiten sehnten und ahnten.

So fiel gleich in der Urzeit unser ältester Heiland, Hermann, weil er die Walte Germaniens erstreben wollte, ohne die es in keinem Staate Selbständigkeit giebt, und keine Sicherheit vor fremder Knechtschaft, das größeste von allen irdischen Uebeln. Seine Mitfürsten verdammten diesen Hochgedanken, denn die Kleinfürsten dienen immer lieber Einem, und sei es ein römischer, hunnischer oder korsischer Zwingherr, als dem gemeinen Wesen. Nur die Barden verherrlichten Hermanns Opfertod in Liedern, welche das Volk Jahrhunderte lang begeistert nachsang, die aber gänzlich bis auf einige spätere Nachklänge verhallt sind.

So hat das waltlose Deutschland als Europas Mittelstaat, seit Jahrtausenden den Kriegsschauplatz hergegeben, worauf die Gewaltigen um die Weltherrschaft gerungen und mit deutschem Gut und Blut ihre besondere Fehden ausgefochten haben.

Je inniger und enger die Walte bei den undeutschen Nachbarvölkern von Zeit zu Zeit wurde, desto loser bei uns. Anderswo stellte der Kreislauf der Umwälzungen jederzeit die Einheit in einer neuen Walte kräftiger her — bei uns verschwand auch die Einigkeit. Sie fand keinen Erwecker und Beleber. Der Einmuth fand keinen großen Anlaß, der ihn erregen konnte. Die unaufhörlichen Hudeleien und Schruppereien, womit die kleinen Grenzstaaten beeinträchtigt wurden, kamen kaum zur Kunde des Tausendtausendtheils. Man fühlte keine Mitleidenschaft, empfand somit kein Mitleid und dachte noch weniger an Mithülfe. Auch war jeder ausländische Gewaltstreich wohl vorbereitet und vorausberechnet. Um des lieben (Schein- und Mein-) Friedens Willen ward gar bald und zur Unzeit nachgegeben. Eine Bewilligung preßte wieder die Gelegenheit zu vielen Ansprüchen. Dazu verfuhren die Erzfeinde fast immer mit gewisser scheinbarer Schonung. Nur leise, um nicht unsern Schlaf zu stören, traten sie anfangs auf, nicht, wie zuletzt als Zwingherren, was das alte Heldenthum weckte.

Bei Kleinem und nach und nach verlor die deutsche Reichsburg fast alle ihre westlichen Außenwerke. So war in der letzten Zeit der Feind, wann er wollte, auf dem Lärmplatz, ehe noch Lärm geschlagen war; sein Sieg kündigte zugleich Krieg an.

Deutschland, als Mittelland Europas, darf fürderhin nicht mehr ein bloßes Mittelvolk in sich fassen; es muß ein Mittlervolk in einem Mittlerreich werden. So lange die alte Verfassung des weiland deutschen Reichs' hinreichte, hat es auch die Mittlerwürde zum allgemeinen Völkerwohl behauptet. Als Mittelland bedarf es eines gut geschlossenen Gebiets, eines wohlverwahrten Wohnplatzes, einer ringsum befriedeten Feste. Seine Grenzen müssen Scheiden sein, Freunden zum Schutz, Feinden zum Trutz. Sonst ist es der ewige Wahlplatz, das ewige Blutfeld aller Weltkriege, das Rüst- und Zeug-, Werbe- und Drillhaus der Welteroberer, ihr Speicher und ihre Kriegsesse, Weltambos und Welthammer für jeden Riesengriff einer Geißel Gottes.

Soll Deutschland endlich einmal seiner hohen weltbürgerlichen Bestimmung zur Mittlerschaft nachkommen, so müssen seine Sprach- und Stammgenossen Reichsgenossen Einer Staatengemeinde werden.

5. Waltschöpfer und Einheitsschaffer.

Jedes geeinigte und gereinigte Volk verehrt den Waltschöpfer und Einheitsschaffer als Heiland und hat Vergebung für alle seine Sünden. Nur darum hat die Volksstimme Psammetichos, Aurelian, Muhamed, Klodwig, Karl den Großen, Egbert, Germ, Harald Harfagr, Dschingischan, Osman und Iwan, Wasiljewitsch zu Ehrennamen erhoben.

„Wer die Langgetrennten einte,
Sei als König uns gegrüßt!"

bittet und betet jedes Volk. Das Enthoheiten, Entländern und Entherrschen duldet, trägt, liebt und lobt das Volksgefühl. Nur für kleine Sünden hat die Weltgeschichte nimmer Vergebung. Jedes nicht entvolksthümlichte Volk ist immer einig, Eins zu sein; Scheidung ist ihm Ehebruch.

„Ob uns der See, ob uns die Berge scheiden,
So sind wir eines Stammes doch und Bluts,
Und eine Heimath ist's, aus der wir zogen."

Wider die Waltlosigkeit billigt das Volk Hippokrates Mittel wider den Krebs: „Was Arznei nicht heilet, heilet das Eisen, was das Eisen nicht heilet, heilet das Feuer."

Schluß.

Aussichten und Ahnungen.

In nichts Geringeres wollen wir sie setzen, und in nichts Gefährlicheres, als in den ewigen Gang der menschlichen Dinge und in eine, nach aller Wahrscheinlichkeit, entfernte Zukunft.

„Die nach menschlicher Weise am besten organisirten Reiche und mit der größten Weisheit regierten Staaten, tragen, wie der physische Mensch, schon in ihrer Blüthenzeit und gleich bei ihrem Entstehen den Keim ihres künftigen Untergangs in ihrem Busen; diesen fatalen Zeitpunkt so weit als möglich zu entfernen, ist alles, was menschliche Weisheit und Vorsicht, begleitet von den günstigsten Zufällen nur immer zu thun vermag. Der Moment wird also auch erscheinen, wo die Hand einer gewaltigen Nemesis das große, jetzt noch

immer mehr anwachsende Weltreich erreichen wird. Nicht anders, als gewaltsam und erschütternd wird dessen Fall sein, und eben so, wie ehemals der zusammenstürzende römische Koloß, eine halbe Welt mit seinen Trümmern zerschmettern; dann werden aber auch, sobald der Sturm und Kampf der politischen Elemente vorüber sein wird, sich aus den Ruinen überall neue Formen erheben. — —

Durch seine physischen Grenzen ist Deutschland von der Natur zu einem großen, selbständigen Staate bestimmt, durch seine Riesenkräfte und durch den Ueberfluß seiner Erzeugnisse und Reichthümer gleichsam hierzu berufen; es bedarf keiner fremden Kronen, um glücklich, keines fremden Schutzes, um von der ganzen Welt gefürchtet und geachtet zu sein. Um zu wissen, was zu thun sei, darf es sich nur das große Archiv seiner Erfahrungen öffnen lassen; auf jedem Blatt wird es überzeugende Beweise finden, daß eine Verfassung, welche einen Staat nicht gegen äußere Gewalt schützen kann, nichts tauge, wenn auch selbst durch ihren segensvollen Einfluß im Innern ein Paradies gegründet würde.

Wenn die in den Geschichtsbüchern zusammengehäuften Erfahrungen des Menschengeschlechts nicht lügen können; wenn Geschichtsstudium einen höhern Zweck hat, als bloß einer müßigen Neugierde zu fröhnen; wenn es also eine Philosophie der Geschichte giebt, und nicht Alles, was je geschah, das bloße Spiel eines blinden Zufalls ist, sondern eine weise Allmacht die moralische wie die physische Welt nach ewig unwandelbaren Gesetzen regiert, so kann auch das trauernde Deutschland getröstet einer künftigen glänzenden Periode entgegen sehen, welche gewiß einst auf die ruhmlose Epoche folgen wird. Sicher wird und muß die Zeit kommen, wo die deutsche Nation, durch weise Gesetze unter einem mächtigen Monarchen vereint, zwar nicht als ein alleingebietendes, aber doch als eines der herrschenden Völker in dem großen europäischen Staaten-Rath seine vollwichtige Stimme wieder geben wird. Selbst die Geschichte Deutschlands öffnet uns diese beruhigenden Aussichten; noch hat Deutschland nicht den ganzen Kreis von Revolutionen durchlaufen, den es durchlaufen muß, um das zu werden, wozu es der hohe Ruf der Natur bestimmt hat.

In seinem ersten Zeitraume kämpfte es mit einer von keinen Gesetzen, und nur durch ein schwaches Herkommen schwach gezügelten despotischen Gewalt. Ungleich aber ist der Kampf des Despotismus mit der Standhaftigkeit eines durchaus frei sein wollenden Volks, und so wurde aus der Despotie ein aristokratischer Freistaat. Stets war aber noch jede aristokratische Verfassung die Mutter der Anarchie, und so wurde auch diese, nachdem die große Religionstrennung erfolgt war, in Deutschland auf lange Zeit permanent. Anarchie und Kraftäußerung gegen Außen sind zwei unmögliche Dinge; kann also das Uebel im Innern nicht geheilt werden, so führt es zur fremden Knechtschaft. — — —

Behauptet sich die Nation in jeder moralischen Hinsicht als

eine eigene Nation, so wird auch durch den Strom der Zeiten und Ereignisse endlich der Augenblick herbeigeführt werden; in welchem das Glück sich wieder mit ihr versöhnen wird. Die Periode des höchsten Flors von Deutschland dürfte dann die längste in seiner Geschichte sein. Von einer abermaligen nordischen Völkerwanderung, oder von zahlreichen tatarischen Schwärmen, welche über den Rücken der uralischen Gebirge sich nach dem nordwestlichen Europa hinwälzen könnten, würde wenig zu befürchten sein. Nur eine große physische Revolution, die einen Theil des europäischen Kontinents, wie weiland die große Insel Atlantis, in Meer verwandeln, und aus den Tiefen des Ozeans ein neues Weltviertel hervorgehen ließ, könnte alsdann dem neuen „Germanischen Reiche“ sein Ende herbeiführen.“

Inhalt.

Druck von J. D. Greßner & Co. in Leipzig.

Verlag von Aug. Volkening in Minden.

Geschichte des Rückschritts in der Dotation der preuß. Volksschule. Beiträge zur Geschichte des innern Schulwesens und zur Kritik der bestehenden Schulgesetzgebung nebst der Unterrichtsgesetzvorlage. Von Dr. W. U. Jütting. 208 S. gr. 8° 24 Sgr. Minden 1870. Aug. Volkening. — **Zur Dotation der preuß. Volksschule.** Kritik und Antikritik. Wider den Prov.-Schulrath Bormann. Von Dr. W. U. Jütting. 56 S. 8°. 6 Sgr. Minden 1871. Aug. Volkening. Der Verlagshandlung gebührt in Wahrheit eine aufrichtige Anerkennung wegen ihrer Regsamkeit fürs Volksschulwesen. So hat sie die norddeutsche Schulzeitg. und die deutsche Volksschule, zwei ganz vorzügliche Schriften für Lehrer unternommen und verficht das Interesse der Lehrer und die Hebung der Volksschule auch in dieser obigen Schrift. Der Verfasser derselben ist Bürgerschuldirektor in Einbeck. Die Schrift stammt aus einem lehrerfreundlichen Herzen; sie entfaltet und hält kraftvoll das Banner für wirkliche und erhebliche Besserstellung der Lehrer. Obwohl zunächst die norddeutschen Verhältnisse schildernd hat sie doch für weitere Kreise größeren Werth; wir Volksschullehrer leiden in allen Gauen unter denselben Zuständen. Ein tüchtiger Lehrer verdient allüberall eine bessere Bezahlung in seiner Arbeit für Jugend- und Volksbildung. Das Werkchen hat im ganzen 6, beziehungsweise 8 Kapitel, worin besprochen sind: Fortschritt, des Lehrers kostspieligere Bildung und Lebensweise, Naturalbesoldungen, Schmälerung der Nebenverdienste und Vermehrung der Ausgaben des Lehrers, Schulgeld, Akzidenzien, Steigen der Preise für Lebensmittel, Nothwendigkeit der Aufbesserung der Schulstellen, Gefahr des Rückschritts in der Dotation, hohe Aufgaben der Volksschule, Volksbildung in andern Ländern und Kosten des höheren Schulwesens. Eine dem Volksschullehrer wohlwollende Sprache, eine klare und wahre Darlegung des Sachverhaltes, eine umfassende Kenntnis hierher passender Momente, ein enormer Fleiß bei dem gesammelten, höchst interessanten Material: das muß der wichtigen Schrift nachgerühmt werden. Dem Lehrerstande haftet noch manches Anstoßende an. Wer Schulen verwaltet und für Volksbildung interessirt, soll die Schrift in die Hand nehmen. Mögen Verfasser und Verlagshandlung für ihr Unternehmen die wohlverdiente Anerkennung finden durch einen starken Absatz. Die Schrift ist eine zeitgemäße, beifallwürdige. Ueber den Artikel von K. Bormann im Brandenburger Schulblatt p. 490—502 kann ich blos den Kopf schütteln. Ja freilich, der gutbesoldete, hochgestellte Schulrath in Berlin mit so vielen Lebensgenüssen und mit seiner Klugheit und Demuth kann nur einen Fortschritt in der Schuldotation sehen, kann nur die Fürsorge der Regierung fürs Volksschulwesen rühmen. Dennoch ist es eine Thatsache, daß die Volksschullehrer der Mehrzahl nach schlecht bezahlt sind und daß die Etatspositionen für das Volksschulwesen gegen andere Positionen allwärts ordentlich zu kurz kommen. **G. Luz** in Biberach.

Ideen über die Erziehung der weiblichen Jugend, namentlich mit Rücksicht auf höhere Töchterschulen. Von Dr. Otto Richter in Magdeburg. Preis 4 Sgr. G. Luz sagt in seinem „Freisinnigen Schulblatt aus Süddeutschland" über die Schrift: „Mit den in diesem klaren und nüchternen Schriftchen ausgesprochenen Ideen bin ich vollkommen einverstanden. Die Erziehung der Mädchen darf man heutzutage wohl umsichtiger ins Auge fassen. Die wahre Bestimmung des Weibes ist der Kreis der Familie, des Hauses, als Gattin und Mutter, als Hausfrau zu wirken, liebend zu schaffen, in der heimischen Stille zu beglücken. Der Verfasser legt demgemäß Werth darauf, daß die echte Weiblichkeit und Gemüthlichkeit erweckt und entfaltet werde. Der religiöse, deutsche und geschichtliche Unterricht, sowie die weiblichen Handarbeiten, auch das Zeichnen sind bei Mädchen recht zu pflegen. Das Französische (auch das Klavierspielen) weit treiben, ist Flitter. Man trifft in dem Vortrage lauter praktische Gedanken. Der Stoff des wackern zeitgemäßen Broschürchens taugt in Städten zu einem öffentlichen Vortrag."

Druck von J. D. Greßner & Co. in Leipzig.

Rothenburg, Robert,

Friedrich Ludwig Jahn Sein Leben und ein Auszug aus seinen Schriften mit besonderem Hinweise auf die Neugestaltung Deutschlands und die Volkserziehung

Minden 1871